Mit 4 Taf. 10. 1. 27.

Merkwürdige Geschichten der Freundschaft und Liebe.

Mit 4 Kupfern.

Halle, in J. C. Hendels Verlage.
1795.

Universitäts-Bibliothek Halle

1925K 4503

Verzeichniß einiger im Hendelschen Verlag zu H... herausgekommenen Reisebeschreibungen, Gedichte Romane und Comödien.

Abraham, Pater von St. Clara, Etwas für Alle! 8v. 1 Thr. 6 Gr.

Agnes auf Falkenstein, oder die rasche That mit ihren Folgen. Ein Trauerspiel aus den Ritterzeiten, in 4 Aufzügen. 8. 8 Gr.

Andromeda und Perseus. Ein Duodrama. 8. 3 Gr.

Anweisung in 3 Stunden ein Mahler zu werden, und die Werke der größten Meister auszumahlen, ohne Unterricht im Zeichnen gehabt zu haben. 4te Aufl. neu übersetzt. 8v. 4 Gr.

v. Bachmann, F. C. Entwurf zu einer Statistik der preußl. Staaten. Ein Lesebuch für jeden Unterthan. gr. 8v. 16 Gr.

Benkowitz, C. F. Lebensszenen aus der Vor- und Nachwelt. 8v. 14 Gr.

Beschäftigungen des Geistes bey den Gräbern geliebter Verwandten. 4 Gesänge in poetischer Prosa. 8. 6 Gr.

Beyträge und Berichtigungen zu D. C. F. Bahrds Lebensbeschreibung, in Briefen eines Pfälzers. 8v. 16 Gr.

Bienz, J. L. Weibertreue. Nach Beyspielen aus der Geschichte: 1) Lukretia, 2) Zulmira, 3) Suschen. 8v. 8 Gr.

Blumenau, F. W. statistisch-geographisch-topographische Beschreibung von Egypten. Aus den Nachrichten der neuesten und besten Reisenden zusammengetragen. 8v. 1 Thlr. 6 Gr.

Bruchstücke, aus den Begebenheiten eines unbekannten Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten u. höhern Propagande. 3 Bände. 1 Th. 10 Gr.

Comödie: So prellt man alte Füchse, oder Wurst wieder Wurst. Posse mit Gesänge u. Ballets. 8v. 6 Gr.

Diana, das Kind der Natur. 8. 794. 12 Gr.

Elpin. Eine Geschichte in Briefen. 8v. 8 Gr.

Florido, oder Geschichte eines verunglückten Philosophen. 8v. 12 Gr.

Gedankenspiel, das, oder die Kunst der Menschen Gedanken zu erforschen. Beytrag zur natürl. Magie. 4 Gr.

Gedichte dreyer Freunde; mit einigen Melodieen. 12 Gr.

Geisler, A. F. Charaktere, Sitten u. Meinungen derer Chineser und Cochin Chineser, historisch u. philosophisch mit Rücksicht auf ihre Staats- und Regierungsverfassung, nach Berichten der ältern u. neuern Reisenden. gr. 8v. 10 Gr.

— — Skizen aus dem Charakter und Handlungen Josephs II. Kaisers der Deutschen. 15 Sammlungen. 8v. 8 Thlr. 18 Gr.

Georgis, J. G. kleinere Gedichte. 8v. 4 Gr.

Geschichten, merkwürdige, der Freundschaft und Liebe. Mit 4 Kupfern. 8v. 18 Gr.

Gleims, J. B. Reisen, durch Ober- und Nieder-Sachsen. 8v. 12 Gr.

v. Grosse, C. Marq. der Genius, aus den Papieren des Marq. von Grosse. 4 Theile. 2 Thlr. 2 Gr.

Dem 4ten Theil des Genius wird füglich beygebunden:

—— la Palmiere. 8. 6 Gr.

—— kleine Romane. 3 Bände. 2 Thlr. 20 Gr.

—— Briefe über Spanien. 2 Bände. 8. 16 Gr.

—— die Schweiz; (geographisch- und statistischen Inhalts) 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

—— Geschichte der Schweiz. B. 1. 1 Thlr.

Grote, E. F. nicht eine Familiengeschichte. 8v. 10 Gr.

Gutmann und Wilhelmine, oder Geschichte zweyer sich liebenden Seelen. — Eine Geschichte nur für's Herz. (Vom Verf. des Waldro.) 8. 16 Gr.

Hamiltons drey kurzweilige Mährchens: aus dem franz. 8v. 21 Gr.

Handbuch für den Bürger u. Landmann. 4 Thle. 1 Thlr.

Vorbericht.

Ich lege hier dem Publikum die Geschichten einiger Liebenden vor, und wünsche, daß sie den Zweck meiner Bemühung erreichen mögen; nemlich, junge Herzen für Lastern zu warnen, zu bewah-

wahren, und auf den Weg der Tugend zu führen. Ich habe nicht nöthig, von dem Nutzen, den die Jugend von solchen kleinen Geschichten hat, zu reden, da es schon viele berühmte Männer vor mir gethan haben. Wegen meiner Geschichten selbst habe ich wenig zu erinnern. Meine vorzügliche Bemühung war: das Laster mit seinen Folgen so schrecklich, als nur möglich, vorzustellen; die Tugend und ihre Belohnung hingegen in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Mein größter Lohn wird das seyn: wenn ich sehe, daß manche junge Mädchen und Jünglinge dadurch sind belehrt und gebessert worden; ein Lohn, der für mich die beste Aufmunterung seyn wird.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Karl Stellheim und Lotte von Rosensee. Eine deutsche Geschichte. S. 9.

II. Wilhelm und Adelgunde. Eine deutsche Geschichte. S 61.

III. Ferdinand Valerno. Eine spanische Geschichte. S. 81.

IV. Wilhelm Wington und Fanny Sidley. Eine englische Geschichte. S. 113.

Anhang.

V. Lykaon, oder der bestrafte Spötter. Eine Romanze. S. 185.

Carl Stellheim

und

Lotte von Rosensee.

Eine deutsche Geschichte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-331485-p0013-0

Stellheim, der Held unsrer Geschichte, war der Sohn eines redlichen Dorfpredigers, der sich durch seine Tugend und Rechtschaffenheit die Liebe der ganzen Gegend erworben hatte. Seine verstorbene Frau hatte ihm nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter geboren, deren Erziehung die beiden Eheleute jede müßige Stunde widmeten. Der Vater brachte ihnen einen richtigen Begrif von der Religion und Tugend bey; seinen Sohn unterrichtete er in den Anfangsgründen der Geographie, Historie und der lateinischen Sprache, und schickte ihn hernach nach C. auf das dortige Gymnasium; da indessen die Mutter ihre Tochter zur Wirthschaft, und zu allen nöthigen Frauenzimmerarbeiten anführte, so daß, da sie starb, Emilie, ob sie gleich erst sechzehn Jahr alt war, der Haushaltung so gut, wie ihre selige Mutter, vorstand.

Der junge Stellheim erwarb sich indessen durch seinen beständigen anhaltenden Fleiß in einigen

nigen Jehren die besten Kenntnisse, durch seine untadelhafte Aufführung aber die Gunst und Liebe seiner Eltern und Mitschüler. Fast alle Monat erhielt der alte Stellheim vortheilhafte Nachrichten von dem Fleis und Betragen seines Sohnes; worüber der würdige Mann jedesmal Freudenthränen vergoß. O! mögte jeder Jüngling seinem Vater Thränen des Wohlgefallens erpressen, denn jede ist ihm ein Segen, der ihm bis ans Grab folgt. — Stellheim war jetzt achtzehn Jahr alt, und saß in der obersten Klasse. Seine Lehrer giengen mit ihm wie Freunde um, baten ihn oft zu sich, und führten ihn in die angesehensten Gesellschaften in der Stadt ein. Unter andern lernte er auch einen jungen Kandidaten der Theologie, NamensFriedemann, kennen, der vorzüglich mit seiner Denkungsart übereinstimmte. Sie wurden in kurzer Zeit die wärmsten Freunde, sagten einander ihre kleinsten Fehler, und liebten sich mit aller Zärtlichkeit einer wahren Freundschaft. Wenn es ihre beiderseitigen Geschäfte zuliessen, so waren sie immer beysammen, und brachten die Zeit unter den edelsten Beschäftigungen hin. Durch diesen Umgang mit Friedemann ward unser Stellheim immer mehr ausgebildet, und war jetzt einer der vortreflichsten Jünglinge.

Einen

Einen Vorfall, der dem Charakter unsers Helden Ehre macht, können wir nicht unberührt lassen. Auf einem Spatziergang um die Stadt begegnete ihm einst ein alter schwacher Greis, und sprach ihn um ein Allmosen an; ach: setzt' er hinzu: Seyn Sie barmherzig gegen mich, lieber Herr! ich habe heute den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen. Stellheim griff in alle Taschen, hatte aber zu seinem größten Verdruß kein Geld bey sich. Mit aller Eilfertigkeit zog er seine mit Gold besetzte Weste aus, und gab sie dem Greis. Nein, sagte der alte Mann, das ist zu viel; da würd' ich mich an Gott versündigen, wenn ich das annähme! Stellheim drang sie ihm aber mit Gewalt auf. Verkauft sie, sagte er, und thut euch für das Geld etwas zu Gute! und mit diesen Worten riß er sich von dem Alten, der ihn festhielt, los, und gieng nach Hause.

Um diese Zeit schrieb der alte Stellheim an seinen Sohn: daß er die Schule verlassen und sich nach H. auf die Akademie begeben sollte; doch möchte er vorher erst zu ihm nach Mayendorf kommen. Es kam unserm Jüngling schwer an, sich von seinen Freunden, und vorzüglich von Friedemann zu trennen. Er packte mit dem größten Trübsinn seine Sachen zusammen, gieng in die Stadt, und nahm von seinen Bekannten Abschied, um die letzten Augenblicke mit seinem Friedemann

nur

nur allein hinbringen zu können. Seine Lehrer gaben ihm das beste Zeugniß, und von jedem nahm er mit Thränen Abschied. Friedemann begleitete unsern Stellheim noch eine Meile zu Pferde. Sie versprachen sich einander fleißig zu schreiben, und schwuren sich noch einmal eine ewige Freundschaft. Unser Jüngling erinnerte seinen Freund oftmals, umzukehren; dieser antwortete aber immer: nur noch ein Eckchen will ich mit; und daraus ward unvermerkt eine halbe Meile mehr, als er mitzureiten sich vorgesetzt hatte. Noch einmal umarmten sie sich, und schieden mit Wehmuth von einander.

Stellheim war den ganzen Weg über traurig. Er sah in der Entfernung sein väterliches Dorf liegen, und das brachte alle die Erinnerungen an die froh durchlebten Jahre seiner Kindheit in sein Gedächtnis zurück. Er dachte an seine selige Mutter, und weinte noch über ihren Tod. Als er durchs Dorf fuhr, grüßten ihn die Leute mit der größten Treuherzigkeit, und fragten sich untereinander: ob das wirklich der Sohn ihres Pfarrers wäre. Stellheim nahte sich mit banger Sehnsucht dem Pfarrhause. Emilie, die ihn durchs Fenster sah, flog' die Treppe herunter und ihrem Bruder in die Arme. Er umarmte, küßte sie, nahm sie bey der Hand und sie gingen die Treppe hinauf. Der alte würdige Greis saß eben am

Tisch,

Tisch, trank seinen Kaffe und rauchte eine Pfeiffe Tobak dazu, als sein Sohn ins Zimmer trat. Er stand auf, ging auf ihn zu, umhalste ihn, und blieb so in sprachloser Freude einige Minuten an dem Halse seines Sohnes hangen. Endlich brach er aus: O! mein Sohn, daß ich dich wiedersehe, fromm und tugendhaft wiedersehe, ist eine Wohlthat Gottes für mich! — Er erinnerte sich auf einmal an seine selige Frau. Ach! rief er, lebte doch deine Mutter noch, und könnte sie jezt ihren lieben Karl sehen! Bey dieser Erinnerung weinten seine Kinder, und der alte Mann selbst weinte mit. Doch, fing er an: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, Sein Name sey gelobt. — Nun wards in seiner Seele wieder ruhig. Er setzte sich, lies seinen Sohn neben sich sitzen, und fragte ihn: was er sich entschlossen habe, zu studiren. Die Rechte, antwortete der junge Stellheim. — Hast du zu nichts anders Lust? — Nein, Papa. — Nun, nun, ich hab' nichts dawider, ob ichs gleich gern gesehen hätte, wenn du Theologie studirtest; indessen da du keine Lust dazu hast, so will ich deine Neigung nicht zwingen, dafür bewahre mich Gott.

Der übrige Theil des Tages und der Abend wurden sehr vergnügt hingebracht. Emilie spielte das Clavier, und ihr Bruder die Flöte dazu, so daß der alte Stellheim ganz heiter ward, und

den

den Abend zwey Pfeiffen Toback mehr rauchte, als seine Gewohnheit war.

Unser Jüngling vertrieb sich während des Aufenthalts bey seinem Vater die Zeit mit allen den Vergnügungen, die das Landleben reizend machen. Seine Schwester war immer um ihn, wenn es ihre Geschäfte zuliessen, und so verstrich ihm die Zeit ganz unvermerkt. Er besuchte auch auf Anrathen seines Vaters den Edelmann im Dorfe, den alten Herrn von Rosenfee. Dieser war nach der Art der meisten Herren Landjunker roh und ungeschliffen. Er war nie vergnügter, als wenn er bey der Weinflasche saß; sein Haus ward auch nie von Dorfjunkern leer, die sich ein Vergnügen daraus machten, seinen Wein mit austrinken zu können. Uebrigens ging er gern mit Bürgerlichen um, nur mußten sie ihm in keiner Sache widersprechen; denn er hatte sich die lächerliche Idee in den Kopf gesetzt: daß die Adelichen weit mehr Verstand, als die Bürgerlichen hatten. Das Wörtlein Gnade mocht' er vorzüglich gern hören, und wer das recht oft anbrachte, der saß tief in seiner Gunst. Er hatte weiter keine Kinder, als eine Tochter, welche die Mutter, die eine vortrefliche gutthätige Frau und gerade das Gegentheil von ihrem Mann war, in ein Fräuleinstift als Kostgängerinn gebracht hatte, damit sie durch die ürgerliche Aufführung

mancher Dorfjunker nicht mögte angesteckt und verführt werden.

Als Stellheim auf den Edelhof kam, und der Bediente ihn anmeldete, sagte der Junker: So, ist des Priesters Sohn da! laßt ihn nur nauf kommen. Stellheim trat ins Zimmer, und der Edelmann empfing ihn nach seiner Art sehr freundlich. Er ließ Kaffee machen, und nach diesem eine Flasche Wein kommen. Als Stellheim sein Glas nicht geschwind genug austrank, rief der Edelmann: Ey ey, junger Herr, er will Student werden, und kann noch nicht besser saufen! Beym Teufel, das geht nicht, er muß sich besser zum Trinken halten, sonst wird er ja in H. von jedem ausgelacht. — Stellheim sahe wohl ein, daß Widerlegen hier nichts helfen könnte, lächelte und sagte: wenn ich Ew. Gnaden in H. zum Lehrmeister im Trinken hätte, so würd' ich gewiß darinn alle Studenten übertreffen. Der Junker, der dies für ein großes Compliment aufnahm, that sich nicht wenig drauf zu gute. Ja, sagte er, im Saufen soll mich so leicht keiner überkommen, und wenn's auch Bacchus selbst wäre. Gegen Abend empfohl sich Stellheim seiner hoch und übergnädigen Gewogenheit, und gieng nach Hause.

Drey Wochen waren nun schon seit seiner Abreise aus C. verflossen, und er sollte jetzt nach H. abreisen. Als die Stunde der Trennung er-

schien, standen Vater, Sohn und Tochter auf einem Fleck beysammen; keiner wagt's, das Lebewohl auszusprechen. Endlich brach der Alte das Stillschweigen. Mein Sohn! sagte er, sey ferner so gut und rechtschaffen, wie du bisher gewesen bist, so wird die Gnade Gottes dich leiten bis ans Grab; dies ist alles, was ich dir sagen kann, und nun reise in Gottes Namen. Stellheim war äusserst gerührt; er warf sich seinem Vater in die Arme, weinte laut und sagte: Ich werde mich durch meine Aufführung eines solchen Vaters würdig zu machen suchen. Darauf küßt' er seine Schwester, die vor Betrübnis kein Wort reden konnte, bat sie, ihm zuweilen zu schreiben, und fuhr voller Traurigkeit ab. Die Postgesellschaft unsers Helden bestand aus vier Bürgern aus A. Ihre Unterhaltung war, wie bey Handwerksleuten gewönlich, vom Krieg. Einer von ihnen, der ein Schneider war, behauptete: die Franzosen hätten bey der Roßbacher Battaille die Gewehre weggeworfen. Ein Leinweber trat seiner Erzählung bey, die beyden übrigen aber protestirten heftig dawider. Der Streit ward hitzig, es fielen unterschiedliche Grobheiten und Schimpfwörter vor, bis es endlich gar zu Thätigkeiten kam. Der Postillion brachte sie durch sein Andeuten: sie auszusetzen, wenn sie sich nicht stille verhalten würden, wieder zur Ruhe. Zu A. giengen die Reisegefährten un-

unsers Stellheims ab, die ihn durch ihren Streit ziemlich belustigt, und sein Gemüth aufgeheitert hatten.

Den darauf folgenden Tag kam er zu H. an. Er ließ sich inskribiren, miethete sich ein Zimmer, und fieng an, Vorlesungen zu besuchen. Jetzt übte er sich auch in den schönen Wissenschaften, legte sich auf die Poesie, und machte von Zeit zu Zeit selbst einige poetische Stücke. In Studentengesellschaften kam er fast gar nicht; der Ton, der in den meisten derselben herrschte, war ihm verhaßt; seine Ohren konnten die Beleidigung, einige Stunden hindurch nichts als Unanständigkeiten und schlechte Lieder zu hören, nicht vertragen; lieber gieng er an Orte hin, wo die Zusammenkünfte nicht so häufig waren, oder blieb zu Hause. Er hatte nur wenige Freunde unter den Studenten, worunter sich einer, Namens Heimberg, vorzüglich auszeichnete. Er war im Grunde der schlechteste Mensch, wuste aber seinen Handlungen immer einen Anstrich von Tugend zu geben, daß er dadurch viele, und auch selbst unsern Stellheim hintergieng. Er schmeichelte ihm, bewarb sich aufs eifrigste um seine Gunst, verdammte alle Laster und war selbst ihr treuester Verehrer. Stellheim hielt ihn wirklich für einen ganz guten Menschen, und sah' es gern, wenn er ihn besuchte. Einst beredete ihn Heimburg, mit nach N. einem nahge-

legenen Dorfe zu reiten. Stellheim thats, fand aber bey seiner Ankunft beynah' die Hälfte der Studenten der Akademie daselbst versammelt. Alle Gasthöfe und Schenken wimmelten von denselben, die einen Lärm machten, als wenn das ganze Dorf untergehn sollte. Stellheim ward ärgerlich über Heimburg, daß er ihn mitzureiten beredet hatte. Dieser aber entschuldigte sich damit: er habe nichts davon gewußt, daß es denselben Tag so voll seyn würde, als ers selbst noch nie gesehen hätte, und vermuthete daher einen ganz ausserordentlichen Vorfall. Sie erfuhren auch bald die Ursache: der Ruf eines sehr schönen Mädchens, der ihre Reize für Geld feil waren, hatte die jungen Leute in so großer Menge hieher gezogen. Stellheim gieng aus Neugier hin nach dem Hause, wo sie sich aufhielt. Aber wie erstaunt' er, als er sie sah'; ihre Bildung, ihre ganz entzückende Anmuth übertraf alle seine Erwartung. Sie trug ein seidenes, rosenrothes Kleid, und saß da, wie eine Grazie, ausgerüstet mit allen Zauberreizen einer Göttinn. Eine große Menge junger Herrn umbuhlte sie, wie die Bienen eine Honigtragende Blume, und alle schienen von ihrem Blick abzuhangen. Stellheim ward so unwillig, daß er weggieng, als aus dem vortrefflichen Munde des Mädchens die niederträchtigsten Zoten strömten, und sie die Studenten in allen Reden der Buhlerey übertraf. O! dachte er bey sich selbst:

was für ein Unmensch muß der erste Verführer dieses Mädchens gewesen seyn, der einem so schönen Geschöpfe Gottes seine Ehre, sein Glück rauben konnte, daß es hernach aus Verzweiflung die verworfenste Kreatur ward! Gegen Abend ritten Stellheim und Heimburg wieder fort, da denn der Letztere Gelegenheit nahm, sich bestens zu entschuldigen, und unsern Jüngling völlig wieder gut machte. Doch entdeckte er kurze Zeit nachher den schlechten Menschen in ihm, der nur des Gewinnstes halber mit ihm umgieng, und entsagte daher seiner Freundschaft. —

Stellheim war nun schon beynahe ein halb Jahr auf der Akademie, indeß sich seines Fleisses wegen auch seine Kentnisse merklich vermehrt hatten. Kurz vor Ostern erhielt er von seiner Schwester diesen Brief.

Emilie an ihren Bruder.

Jetzt, lieber Bruder, leb' ich so vergnügt, daß ich mich nach keinem andern Zustand sehne. Fräulein von Rosensee ist aus dem Stifte wieder zurückgekommen, und ist jetzt meine beste Freundinn; wir sind einander alles, und lieben uns, als wenn wir leibliche Schwestern wären. Ganze Tage ist sie bey uns, geht mir in meinen häuslichen Geschäften mit zur Hand, hilft mir meine Gartengewächse

wächse beniessen, und geht mit mir um, als wenn ich auch ein Fräulein wäre. Wie manche vergnügte Stunde bringen wir zusammen zu; bald gehen wir in der langen Lindenallee bey ihrem Schlosse spatzieren, dann lesen wir wieder ein gutes Buch, daß wir uns oft selbst wundern, wo die Zeit geblieben ist. O, die Freundschaft ist doch das Herrlichste auf der Welt! sie ist bey glücklichen Tagen eine angenehme Theilnehmerinn, und bey traurigen eine sanfte Trösterinn. Doch das weist du ja alles besser, als ichs dir sagen kann. ——

Nun, lieber Bruder, ich dächte Du wärest nun lange genung weg, daß Du uns wol einmal wieder besuchen könntest; also auf Ostern erwarten wir Dich, und Du wirst uns doch gewiß nicht vergeblich hoffen lassen. Papa schreibt Dir auch deswegen, sein Brief *) ist hier mit eingelegt. Eben kömmt meine liebe Lotte, und frägt: „was schreibst du da, Emilie?„ „Einen Brief an meinen Bruder.„ „Wird er kommen?„ „Ich denk's.„ „Nun das wäre ja schön.„ —

Ich muß schließen, lieber Bruder. Leb' wohl! und denk an

Deine Schwester
Emilie Stellheim.

*) Diesen Brief haben wir, weil er nichts merkwürdiges enthielt, weggelassen, und werden's mit den übrigen von der Art auch so machen.

Karl Stellheim an seine Schwester.

Dein Brief hat mich recht vergnügt. Du trafst so ganz die Saiten meines Herzens, wenn Du sagst: O, die Freundschaft ist doch das Herrlichste auf der Welt. Ich erinnerte mich auf einmal an meinen lieben Friedemann, an alle die Scenen der Freundschaft, und ich fühlt' es ganz, was ich an ihm habe. Hier in ganz H. hab' ich noch keinen gefunden, der ihm nur etwas gleich wäre; Schmeichler fand ich genug, aber die sind mir, wie du weißt, von jeher verhaßt gewesen, denn gewönlich sinds schlechte Leute. Heimburg, von dem ich Dir jüngst schrieb, kann zum Beyspiel dienen. — Alles, was Du mir vom Fräulein Rosensee schreibst, macht sie mir unschätzbar; ich freue mich recht für Dich, daß Du an ihr eine so warme Freundinn hast, die Dir das Leben auf dem Lande noch angenehmer machen muß. Glaub' mir, daß ich mich recht darnach sehne, sie zu sehen. in einigen Wochen bin ich bey Dir, und da wollen wir einmal wieder recht vergnügt zusammen leben. Weil ich weiß, daß Du gern liesest, so schick' ich Dir eine Fabel mit, die ich bey müßigen Stunden gemacht habe, und die Dich mit dem Schmeichler noch näher bekannt machen wird. Leb wohl, liebe Schwester. Ich bin ꝛc.

Der

Der Herr und der Hund.

Eine Fabel.

Ein Herr gieng in ein Kaffeehaus,
Die Glieder zu erquicken,
Da lag ein Pudel schwarz und kraus,
Und Tücke in den Blicken.

Gleich fiel er diesen Fremden an,
Als wollt' er ihn zerreissen,
Doch schien er nur so toll, begann
Zu bellen, — nicht zu beissen.

Ein kleines, weisses Hündchen kam
Auch zu dem Herrn und schmeichelt,
So, daß er's auf die Arme nahm,
Es sanft und zärtlich streichelt.

Es wedelt mit dem Schwanz, und war
So artig, so behende,
Und leckt' und schmeichelt' ihm sogar,
Und küßte seine Hände.

Der Herr lobt dieses glatte Thier,
Verachtete den Kräusen,
Er wär' so böse, thäte schier,
Als wollt' er einen schmausen!

Nein, sprach der Wirth, da irren Sie,
Mein Pudel ist so treulich,
Ist so ein altes, gutes Vieh;
Nur mürrisch ist er freylich!

Das schlug das Herrchen aus dem Sinn,
Liebkoßte fort das Hündchen,
Und warf ihm Leckerbischen hin,
Steckt sie ihm in sein Mündchen.

Doch, da er dies gefressen rein,
Der Herr nun mit ihm spielte,
So biß er wüthend ihn ins Bein,
Daß er es lange fühlte!

Dies Fabelchen lehrt euch, ihr Thoren!
Verstopft vor Schmeichlern eure Ohren.

Als die Vorlesungen auf der Akademie geschlossen waren, reiste er nach Hause. Auf der Reise begegnete ihm nichts merkwürdiges, er kam glücklich in Mayendorf an, wo er von seinem Vater und von seiner Schwester mit allen Zeichen der Freundschaft empfangen wurde. Sein Vater sagte: daß er sich in der Zeit seiner Abwesenheit sehr verändert hätte, und in der That war Stellheim jetzt einer der schönsten Jünglinge. Er war groß und wohl gewachsen, sein Gesicht voll und offen, seine Wangen waren so frisch und roth, wie die Gesundheit selbst; aus seinen großen schwarzen Augen sprach ganz seine edle Seele; seine Miene war schmachtend und voller Anmuth, und sein rabenschwarzes Haar wallte in Locken nachläßig auf

sei-

seine Schulter herab. Dazu kam nun noch die Vortreflichkeit seiner Seele, die aus allen seinen Handlungen hervorschimmerte, und sein gutes bescheidnes Betragen, so daß ihn jeder, der ihn sah', auch lieben mußte.

Den folgenden Tag kam das Fräulein von Rosensee, Emilien zu besuchen, und ward auf eine angenehme Art erschrocken, als sie den jungen Stellheim sah. Dieser gieng auf sie zu, küßt' ihr die Hand, und erstaunte über ihre Schönheit; so etwas Sanftes, so etwas unaussprechlich Schönes hatte er noch nie gesehen. Er trat ans Fenster, und blickte sie mit stummer Betrachtung und unverwandten Augen an; ach! dacht er: möchtest du's doch würdig seyn, diesen Engel zu besitzen! möchtest du ihr doch nicht ganz gleichgültig seyn! Emilie machte Kaffee, und als sie ihn getrunken hatten, giengen die jungen Leute zusammen in den Garten. Hier hatte Stellheim Gelegenheit, weil seine Schwester Geschäfte halber zuweilen weggieng, mit dem Fräulein allein zu seyn. Er entdeckte immer mehr Vortrefliches an ihr, lernte sie als das gefühlvollste, edelste Mädchen kennen, und seine Seele ward ganz zu ihr hingerissen. Sie sprach viel von dem Glück, eine wahre Freundinn zu haben; lobte Emilien, und freute sich ihrer Bekanntschaft! Und das Glück der Liebe, sagte Stellheim, vergessen Sie ganz, bestes Fräulein?

und sahe sie dabey mit einem wehmüthigen Blick an, der ihr alles sagte, was in seinem Herzen vorgieng. Sie schwieg und erröthete. Emilie, die dazu kam, machte die Unterredung wieder allgemein. Noch eine halbe Stunde blieben sie beysammen, und denn gieng das Fräulein, von Stellheim begleitet, nach Hause. Dieser war den ganzen Abend traurig, er gieng unter allerley Vorwand frühzeitig auf sein Zimmer, spielte einige wehmüthige Arien auf der Flöte, drückte seine Empfindungen in lispelnden Klagetönen aus, und legte sich halb froh und halb traurig zu Bette. Aber kein Schlaf kam in seine Augen, wenn er auch etwas eingeschlummert war, so dünkt es ihn immer: als wenn das Fräulein vor ihm stünde, und ihn anlächelte; plötzlich fuhr er dann einigemal auf, sie umarmen zu wollen, und ward seiner Täuschung gewahr. Die ganze Nacht war der Gedanke an seine Lotte der allein herrschende; er sprach mit ihr im Taumel seiner Phantasie, bat Gott: daß er ihm das Mädchen geben möchte, und sehnte sich mit Inbrunst nach dem Augenblick, da ers erfahren möchte, daß sie ihn liebe. Seine Leidenschaften waren noch nie so im Aufruhr gewesen, und sein Herz hatte noch nie mit solchem Ungestüm geschlagen.

Seiner lieben Lotte giengs indessen nicht besser, der edle Jüngling hatte zu tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, als daß sie hätte ruhig seyn können, sie ward von eben den Gedanken gemartert, wie er, und brachte die ganze Nacht schlaflos zu. Unsre Liebenden wurden indeß bald mit einander bekannter, und ihre Seelen immer genauer vereinigt, ihre Herzen sympathisirten mit solcher Gleichheit, die sich bey dem kleinsten Vorfall zeigte; jeder von ihnen schien es zu wissen, daß er geliebt ward, und sie wurden jeden Tag offenherziger gegen einander. Einst Abends giengen sie beyde, weil Emilie etwas zu thun hatte und nachkommen wollte, ganz allein in der langen Lindenallee beym Schlosse spatzieren. Der schöne, stille Abend machte sie wehmüthig; der Mond goß sein blasses, melancholisches Licht in die Allee, alles war still und feyerlich; ihre Augen glänzten von Thränen der Wonne, und sie geriethen beyde in schwärmerisches Entzücken. Lotte! rief Stellheim aus: sieh den Mond, wie er so lieblich da schwebt. Wie ihn Gott zum Nutzen der Menschen schuf, und wie der Allmächtige seine Kinder glücklich macht; o, ahme Du nach der Güte Gottes, und mache mich glücklich, beselige mich durch deine Liebe. O, mein Stellheim! sagte Lotte mit himmlischer Stimme: wer vermag Ihnen zu widerstehen; ich will Ihnen die Gesinnungen meiner Seele nicht

pag. 28.

Gottlob del. Liebe le

Universitäts-Bibliothek
Halle

länger verhehlen, — ich liebe Sie, — werde Sie lieben, mit der ganzen Fülle meines Herzens bis ans Grab. Stellheim fiel ihr voll ungestümer Freude um den Hals, küßte sie, und in dieser Stellung rief er aus: Gott, du Allmächtiger! deine Gnade gab mir diesen Engel! deine Gnade wird ihn mir erhalten, und meine Seele dir ewig für diese Wohlthat danken. —

Der Jüngling und das Mädchen sahen mit nassem, denkenden Blick sprachlos zum Himmel auf. Ein heiliges Gesäusel erhob sich in den Wipfeln der Linden, und es war, als wenn der Hauch Gottes die Liebenden umwehte. Sie gaben sich die Hand, und giengen mit stummer Entzückung die Allee hinab; keiner konnte sprechen; sie genossen jetzt hienieden im Vorgefühl die Seligkeit der Gerechten. Endlich sagte Lotte: das ist ein schöner Abend. Ja wohl, schön! sagte Stellheim, mir ist, als wenn ich im Himmel wär' und einem Seraph zur Seite gieng. Emilie begegnete ihnen am Ende der Allee, und bemerkte bald, daß etwas Ausserordentliches mit ihnen müsse vorgegangen seyn; denn sie sprachen fast immer im Tone der Begeisterung. Sie spatzierten noch etwas herum, als es aber anfing, spät zu werden, wünschten sie sich eine gute Nacht, und Stellheim gieng, froh über sein Glück, nach Hause. Jeden Tag brachte jetzt unser liebendes Paar in dem unschuldigsten Ver-

gnü-

gnügen zu; sie genossen alle Freuden der Liebe, und sagten sich die kleinste Gedanken ihres Herzens; einer riß immer den andern zur Bewunderung hin, und die Liebe hatte noch kein schöneres Paar vereinigt. Das Fräulein Lotte war von mittelmäßiger Größe, und unvergleichlicher Leibesgestalt; ihr Gesicht war das Gesicht eines Engels; sie hatte ein paar blaue, schmachtende Augen, die wie hellglänzende Sterne funkelten; ihre Stirn war frey und heiter; auf ihren Wangen glühte die sanfteste Röthe der Unschuld, die die Rose zum Schämen brachte. Ihr kleiner Mund zeigte bey seiner Eröfnung zwey Reihen der schönsten Zähne; ihre Sprache war wie das Gelispel der Flöte, und ihre sanfte unschuldige Miene riß jedermann zur Bewunderung und Liebe hin. —

Stellheim besuchte auch den alten Herrn von Rosensee, in dessen Gegenwart er aber in Ansehung seiner Lotte sehr vorsichtig handelte, denn er sahe wohl ein, daß dies zur Erhaltung seiner Liebe jetzt nothwendig sey. Die Mutter ließ sich mit ihm in ein besonderes Gespräch ein, und fand an Stellheim so viel Gutes, daß sie ihn von der Zeit an, wie ihren Sohn, liebte. Als er zu Hause kam, ging er auf sein Zimmer, und übersah aus seinem Fenster das ganze ruhige Dorf, und die Lindenallee, bey deren Erblickung er sich an jenen vortreflichen Abend erinnerte. — Ein heiliger

Schauer

Schauer befiel ihn, sein Dorf war ihm nun noch einmal so werth, er setzte sich hin und schrieb folgendes Gedicht nieder, das er den andern Tag seiner Lotte gab, die ihn dafür küßte. —

An mein und Lottens Dörfchen.

Stilles Dörfchen, Ruh und Friede thronet
Ungestört auf deiner Veilchenflur;
Und in süßer, frommer Eintracht wohnet
In den Hütten Freude und Natur;

Und der Lenz im bunten Blumenkleide
Wandelt nirgends lieber, als in dir;
Fern vom Stadtgetümmel, fern vom Neide,
Leben glücklich die Bewohner hier.

In dem Tempel, welche Andacht glühet,
Welcher Ernst auf jedem Angesicht!
Jeder, der des Lehrers Antlitz siehet,
Denkt: daß Gottes Stimme aus ihm spricht.

Liebes Dörfchen, kannst verachtend sehen,
Sehen auf die Städte stolz herab,
Wo durch breite Straßen Laster gehen,
Hauchen Gift ins Menschenherz hinab.

Und es keimt das Gift, und ach! es sprühen
Aus dem Herzen schwarze Thaten vor;
Hier sieht man verarmt die Tugend ziehen,
Schwarz umschleyert mit dem Trauerflor.

Glücklich bist du, Dörfchen, jede Hütte
Schließt die Unschuld, schließt die Tugend ein,
Und ein Engel wohnt in deiner Mitte,
Lotten sandte Gott in deinen Hain!

Hier im kühlen Schatten, daß die Blume
Nicht ein Wurm vergiftet, daß sie stirbt;
Denn Gott wählte sie zum Eigenthume,
Und der will nicht, daß sie je verdirbt.

Edel, wie ein Seraph denkt, erhaben,
Denkt des lieben Mädchens Seele nur;
Tugendreize, die ihr Engel gaben,
Blühen, wie die Paradiesesflur.

Ihre Schönheit blendet, wie die Sonne
Unser Antlitz, durch den goldnen Schein;
Ihre Augen lächeln Himmelswonne,
Und Ihr Mund blüht wie die Ros' im Hain!

Ach! im Traum sah ich Dich jüngst, Du Liebe,
Wandeltest ums Dörfchen ganz allein,
Und Dein Auge blickte sanft und trübe,
Wie durch Wolken blickt des Mondes Schein.

O, wie schön! des weißen Kleides Falten
Flatterten so silbern und so hell,
Wie die Wolken, die den Mond umwallten,
Und das helle Wasser in dem Quell,

Ernst thront auf der Stirne, aus den Blicken
Leuchtete nur Sanftmuth, Freundlichkeit,
Selbst Verruchte muß Dein Blick entzücken,
In die Herzen giessen Heiligkeit!

Dir entgegen lief ich da umarmen
Wollt' ich Dich, mein liebes Mädchen, Dich,
Drücken meinen Mund an Deine warmen
Süßen Lippen, — und mein Traumbild wich.

Meine Augen blickten auf, noch deckte
Mich die dickste Finsterniß, noch Graus,
Vor mir schwebte noch Dein Bild, ich streckte
Meine Arme nach Dir, Mädchen, aus.

Faßte finstern Schatten: nicht die Holde,
Nach der ich die Arme ausgestreckt,
Und ich bebte, gleich dem Trunkenbolde,
Den der Donner in der Nacht erschreckt.

Lispelts traurig einst bey jenen Hügeln,
Wo ein West das Haupt der Blume hebt,
Lotte! dann denk: daß auf leichten Flügeln
Deines Freundes Seele Dich umschwebt. —

Stellheims Abreise rückte nun immer näher heran, mit jedem Tage wurden die Liebenden trauriger. Emilie, die das Geheimniß ihrer Herzen wußte, ließ sie sehr oft allein, damit sie sich in den letzten Stunden noch ganz geniessen möchten. Den Tag vor der Abreise brachte Lotte ganz in dem Pfarrhause zu; der alte Prediger, der das Verständniß unsrer jungen Leute gemerkt hatte, und wohl einsah, daß eine Hintertreibung desselben unmöglich wäre, gab ihnen allerley nützliche Ermahnungen, und setzte hinzu: „Da ich Eure

Liebe nicht habe hindern können, so will ich wenigstens für Euch beten, daß Gott seinen Segen dazu geben möge. „ Gegen Abend nahmen die beyden Liebenden Abschied von einander, sie konnten vor Wehmuth nicht sprechen, Stellheim lag mit dem Kopf an Lottens Busen und weinte, Lotte weinte und hielt den Liebling in ihren Armen; endlich sagte er: „Sie schreiben mir doch, liebes Mädchen? „ sie versprachs ihm, drauf küßten sie sich noch einmal und schieden. Stellheim war den ganzen Abend traurig und reisete den andern Morgen ab, nachdem er von den Seinigen Abschied genommen hatte.

Diesmal nahm er seinen Weg über C. und besuchte seinen Freund Friedemann; er entdeckte ihm seine Liebe zu Lotten, und die wenigen Augenblicke, die er, während daß die Postpferde gewechselt wurden, bey ihm zubrachte, minderten um ein gutes Theil seine Betrübniß. Als er in H. ankam, war ihm im Anfang alles zuwider, der Gedanke an seine Lotte war ihm immer gegenwärtig, doch beseelt' er ihn auch mit Muth und Fleiß, er studirte mit aller Emsigkeit, und bracht' es in kurzem so weit, daß er jeder juristischen Bedienung vorstehen konnte. Stellheim und Lotte schrieben sich fleissig, und wir wollen ihren ganzen Briefwechsel, unverändert unsern Lesern hiermit vorlegen. —

Erster Brief.

Stellheim an seine Lotte.

Ich bin glücklich hier in H. angelangt, aber mit einem ganz andern Herzen, als ich daraus abreisete; jetzt fang' ich erst an, das Glück des Lebens zu fühlen, da eine Lotte mein ist. O, der Abschied von Ihnen, schwebt mir noch immer so lebhaft vor Augen, und sein Bild folgt mir überall nach; auf meinen Lippen glühet noch ganz Ihr letzter Kuß, und die Wonne, die ich an Ihrem Busen eintrank, werd' ich ewig in meiner Seele fühlen. Oft sitze ich ganze Stunden und denke an Sie, liebes Mädchen, segne die Stunde tausendmal, da ich geboren ward, um schon auf Erden die Seligkeit des Himmels zu schmecken. O, daß Gott mich Elenden so glücklich gemacht hat! und wenn ich ganze Tage im Staube vor ihm kniete, so würd' ich Ihm diese Gnade nie verdanken können. Ich wünschte Ihnen nur den tausendsten Theil meiner Empfindung, und der Wonne, die mir der Besitz Ihrer Liebe giebt, schildern zu können; aber unsre Sprache vermags nicht, selbst die Sprache der Engel würd' es nicht vermögen, wenn sie's sollte. Wenn ein Tag vorüber ist, so freu ich mich jedesmal. Nun, denk ich: ist doch wieder einer weniger, und so werden sie alle hingehn, bis du in

den Armen deiner Lotte bist. Oft hab' ich freylich auch Ahndungen, aber das müsten Ungeheuer seyn, die die Hölle in ihrem Abgrund nicht schrecklicher hätte, die uns trennen könnten; das wolle Gott nicht. Er, dessen Gnade uns bisher durchs Leben leitete, wird uns auch ferner nicht verlassen, beten Sie, liebe Lotte, mit mir seinen Segen auf unsre unschuldige Liebe herab, und lieben Sie ferner

Ihren
Stellheim.

Zweyter Brief.

Lotte an Stellheim.

Ich saß eben traurig auf meinem Zimmer, und blickte in die noch dunkeln Aussichten unsers Schicksals, als mir Emilie Ihren Brief brachte; ich las ihn einigemal durch, und je öfter ich ihn las, je mehr ward ich getröstet. Das Vertrauen auf Gott und seine allmächtige Hülfe war mir jetzt Trost, und ich konnte nun mit ruhigem Blick in die Zukunft sehn. Wie öd' und leer scheint mir jetzt mein Dorf zu seyn, da Sie nicht mehr hier sind. Zuweilen, wenn ich mit Emilien spatzieren gehe, seh ich mich um, ob mein Stellheim nicht nachkömmt, und dann fällt mirs erst ein,

daß

daß Sie weit, weit von mir entfernt sind. Die Lindenallee ist nun mein liebster Spatziergang, fast täglich bin ich dort, und da muß mir Emilie recht viel von Ihnen erzählen, und doch kann ich mich niemals satt hören. Jetzt komme ich selten vom Schloß, und bin immer bey meiner lieben Mutter, die sich nicht wohl befindet, und schon einige Tage hindurch das Bette nicht hat verlassen können; o, wenn Gott mir sie nur läßt, sie ist nächst ihm meine einzige Stütze, die ich auf Erden habe. Das Herz möchte mir bluten, wenn ich die arme Frau über das harte Verfahren meines Vaters, der sich sehr schlecht um sie bekümmert, und ihre Krankheit für Verstellung hält, Thränen vergießen sehe; ich muß mit ihr weinen, und mein ganzes kindliches Herz empört sich wider eine solche unmenschliche Behandlung. Doch er ist mein Vater, und ich will schweigen. Beten Sie, mein Geliebter, für das Leben einer Mutter, die auch die Ihrige ist, sie läßt Sie recht herzlich grüßen und wünscht Ihnen ihren Segen. Sehn Sie, Stellheim, was das für eine trefliche Frau ist! Die Wemuth befällt mich zu sehr, ich muß schliessen. Leben Sie recht wohl.

Dritter Brief.

Lotte an Stellheim.

O! mein Stellheim, lassen Sie mich in Ihrem Schooß klagen und seufzen, lassen Sie mich ausweinen meine Schmerzen, und gewähren Sie mir den Trost Ihres Mitleids. Ach! sie ist hin, die Mutter, die Stütze meiner Jugend, die Trösterinn im Leiden, die Hoffnung meiner Liebe, ist hin! — Da liegt sie im Sarge, und schlummert; sieht mich nicht, wie ich ihr zur Seiten stehe, und weinend meine Hände ringe. Hört nicht die Klagen und Seufzer ihrer unglücklichen, trostlosen Tochter, die sich vor Schmerz, wie ein Wurm, an ihrem Sarge windet. Aber sie ist todt, ihre Seele ist nun bey Gott, und hat ausgeweinet ihre Leiden! der Himmel ist ihre Wohnung und Seligkeit ihr Gewinn. Mutter, wie wirds deiner Tochter gehn? wird sie nun nicht verschmachten im Elend, und von Leiden niedergedrückt, vergehn, wie die Blume auf dem Felde! O Gott! steh mir bey mit deinem Trost, und hilf mir, daß ich ausdulde meinen Jammer. — Nur noch einmal möcht ich sie sprechen, die gütige, sanfte Mutter, die mich mit der größten Sorgfalt erzog, die mein erstes Lallen vernahm, und der ich alles zu verdanken habe. O! der fürchterliche Augenblick ihres Todes, an den ich oft mit

Schau-

Schaudern dachte, muste so nahe seyn, und mir auf einmal meine beste Freundinn rauben. Denken Sie, Stellheim, mit welcher Güte sie mein freymüthiges Bekenntniß unsrer Liebe anhörte, wie sie mir all ihren Beystand zu unsrer Vereinigung versprach, und sich nur deswegen noch ein längeres Leben wünschte, um uns Beyde glücklich zu sehen. Fühlen Sie nun ganz ihren Verlust mit mir, und den unbeschreiblichen Schmerz, der in meiner Seele raset. Wenn ich ganze Jahre um sie weinte, so würd' ich ihr doch immer nur einen schwachen Beweis meiner kindlichen Liebe geben.

Kurz vor ihrem Ende nahm sie mich bey der Hand und bat mich: mit den Schwachheiten meines Vaters Geduld zu haben. Du bist sein Kind, sagte sie: und bist ihm Gehorsam schuldig; ich hab' ihm alles vergeben und wünsche, daß es Gott auch thun möge; sey du fromm, meine Tochter, und vergiß nie die Lehren deiner Mutter. — Bey diesen letzten Worten brach ihr schon der Todesschweiß aus, sie sah mich noch einmal starr an, und denn starb sie so sanft und ruhig, daß ichs kaum wußte, daß sie todt war. Ich fiel in Ohnmacht bey ihrem Bette nieder, und als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich auf meinem Zimmer. Mein Vater war bey mir und spaßte über meine Betrübniß; das ging mir

wie

wie Messerstiche durchs Herz, und meine Traurigkeit wurde dadurch vermehrt. Schreiben Sie mir ja bald, lieber Stellheim, und trösten Sie mich. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

Stellheim an Lotten.

Die Nachricht von dem Tode Ihrer Mutter hat mich mit ihrer ganzen Macht ergriffen, und in die muthloseste Traurigkeit versenkt. Ich beweinte die ganze Nacht Ihren und meinen Verlust, und die Schrecken der Zukunft brannten wie höllisches Feuer in meinem Busen. Meine Phantasie arbeitete unaufhörlich, und stellte mir die fürchterlichsten Bilder der Trennung vor Augen. Gegen Morgen schlief ich aus großer Mattigkeit etwas ein, ward aber bald durch einen heftigen Traum aufgeweckt. Es dünkte mich: als säh ich Sie auf einer ebenen Wiese, unter den Händen Ihres Vaters, und noch einiger Personen, die Sie mit Gewalt in ein kleines nahgelenes Büschgen schleppten; ich hörte Ihr entferntes Winseln, und wollte Ihnen eben zu Hülfe eilen, als Sie von der andern Seite des Busches heraus und auf mich zukamen, mich umarmten und küßten. Von der heftigen Bewegung wacht' ich

auf,

auf, und ward meiner Täuschung gewahr. Der Traum machte die Sehnsucht, Sie zu sehn, wieder bey mir rege, daß dadurch meine Betrübniß noch mehr vergrössert wurde, und ich bis hieher noch keine frohe Stunde gehabt habe.

Hier schick' ich Ihnen ein kleines Verschen mit; heften Sie es auf den Sarg Ihrer seligen Mutter, und wenn wir erst mit einander vereinigt sind, so wollen wir oft zu ihr ins Gewölbe hinab steigen, ihren Sarg mit Blumen bestreuen, und uns unsrer Leiden erinnern. Dann werden wir das Glück der Liebe noch mehr fühlen und uns freuen, daß wir geduldet haben. Leben Sie wohl.

Auf den Tod einer Frommen.

Führerinn von Lottens Jugend,
Ruh in süssem Frieden hier;
Gott belohnt nun deine Tugend,
Mit des Himmels Seligkeit!
O blick Du vom Thron der Freuden
Doch auf Deine Kinder hin!
Tröste sie in ihren Leiden,
Und erhebe ihren Muth.

Fünfter Brief.

Lotte an Stellheim.

Immer muß ich Ihnen doch traurige Nachrichten schreiben, daß es beynahe scheint, als wenn wir uns durch unsre Briefe nur martern müßten. Ich vermuthete es gleich, daß der Tod meiner Mutter schreckliche Folgen für mich haben würde, und leider! trift meine Vermuthung mehr denn zu früh ein. Vor ohngefähr acht Tagen kam gegen Mittag eine Kutsche mit vier Pferden auf unsern Hof gefahren. Ein junger Herr und eine Dame von etlichen dreissig Jahren stiegen aus dem Wagen. Mein Vater ging ihnen mit vieler Höflichkeit entgegen, und führte sie in unser bestes Zimmer. Nun wußt' ich auf einmal, warum mein Vater den Tag vorher so viel Essen hatte zubereiten lassen, denn er that gegen mich sehr geheimnißvoll, und als ich ihn fragte: wer die beyden Fremden wären, so fing er an zu lachen und sagte: das wirst du zeitig genug noch erfahren. Ich ging ins Zimmer, und machte der Dame und dem jungen Herrn mein Kompliment. Die Erstere dankte mir mit einer gewissen gezwungenen Würde, der junge Stutzer aber, der einem Affen ähnlicher sahe, als einem Menschen, machte mir so viele steife Verbeugungen, daß ich wirklich anfing, für seinen Rücken bange zu wer-

werden. Aber wie fuhr ich zusammen, als mein Vater die Dame bey der Hand nahm, und zu mir sagte: „Lottchen, Du siehst hier Deine künftige Mutter, und meine Gemalinn vor Dir; sey folgsam gegen sie, und mach' Dich ihrer Achtung werth, so wirst Du an ihr die beste Frau haben.„ Ich zitterte am ganzen Leibe, und konnte mich vor Schreck kaum aufrecht erhalten, der Schmerz ergriff mich so sehr, daß ich auf mein Zimmer gehen und mich ausweinen mußte. Meine Angst und Betrübniß vermehrte sich aber, als ich aus sichern Händen diese Nachricht erhielt: meine künftige Stiefmutter wäre die Wittwe eines Hauptmanns, besäße wenig Vermögen, und hätte die schändlichsten, liederlichsten Streiche gemacht. Ihre Rache wär' unersättlich, und die Wollust ihre gröste Leidenschaft; kurz die abscheulichsten Laster wären bey ihr zu finden. Den abgeschmackten Stutzer, den sie immer bey sich hat, giebt sie für ihren Anverwandten aus; er soll aber weiter nichts, als ein Bösewicht und Gehülfe ihrer satanischen Ränke seyn, und er hat vorzüglich die Heyrath zwischen ihr und meinem Vater gestiftet. Nun, Stellheim, was denken Sie von dieser Frau? In der That eine herrliche Mutter für mich! Ich stelle mir sie und ihren sogenannten Anverwandten, wie zwey höllische Furien vor, die uns mit Gewalt

walt trennen und vernichten werden. O Stellheim! ich bin so zerstreut und zerrüttet, daß ich kaum mehr weiß, wo ich bin. Leben Sie wohl.

Sechster Brief.

Stellheim an Lotten.

Ihr Brief, liebe Lotte, hat mich in die äußerste Verwirrung gesetzt, und meiner Seele die tiefsten Wunden geschlagen. Die Heyrath Ihres Vaters versperrt uns nun auf einmal allen Ausweg. Bisher nährt' ich noch immer die Hoffnung, daß man Ihren Vater durch Zureden gewinnen, und seine Einwilligung erhalten könnte. Aber nun wird ihn das abscheuliche Unthier von Weibe zu ihrem Vortheil stimmen, und das wenige Menschengefühl gänzlich aus seiner Seele vertilgen, so daß er denn ganz Barbar wird. O Lotte! es wühlt schrecklich in meinen Gebeinen, wenn ich den fürchterlichen Gedanken denke: mein Alles, mein Liebstes auf Erden, Sie zu verlieren, und hernach mein Leben im trostlosen Jammer auszuschmachten. O, mir schwindelts vor den Augen! — Du zerreissest mich, Gedanke! weiche, weiche von mir! — Ich soll Sie trösten, Lotte? — Wie kann ich das, da ich selbst Trost bedarf. Möchte doch die Liebe ihren

Nektar

Nektar nicht so theuer gegen die Leiden vieler Jahre verkaufen! aber für den kurzen Genuß ihrer Süssigkeiten muß man oft auf ewig unglücklich seyn. Da fand ich jüngst ein Paar, das nach langem Kummer endlich durch die Liebe vereinigt ward. Das war Trost für mich, aber nun kam Ihr Brief, — und mein Trost war dahin. Leben Sie wohl.

Siebenter Brief.

Lotte an Stellheim.

Wir sind verloren, Stellheim! auf ewig verloren. Alles Unglück ist auf mich eingestürmt, und hat mich und Sie in den tiefsten Abgrund des Elends hinabgestürzt. Mein Geliebter, mein Glück, meine Ruhe ist hin, ist mir geraubt von Verbrechern, die die Teufel beschämen, und ich seufze unter der Last meines Kummers, und jammre dem Tode entgegen. Ich habe so viel gelitten, mein Lieber, daß ichs kaum ausdulden konnte; Quaalen und Schmerzen waren meine Gefährten, sinds noch, und werdens so lange seyn, bis ich Ruhe finde in den Armen des Todes. Ich will meine Wunden wieder aufreissen, will mir noch einmal mein Unglück ins Gedächtniß zurückbringen, nnd Ihnen alle meine Leiden erzählen.

zählen. — Mein Vater beschleunigte seine Heyrath mit der schönen Officierdame so geschwind als möglich, und sie ward in wenigen Tagen meine Stiefmutter. Sie bediente sich mit der Bewilligung meines Vaters, der sich ganz von ihr lenken läßt, einer unumschränkten Herrschaft, richtete alles prächtiger und nach ihrem Geschmack verschwenderisch ein. Mit mir sprach sie nur immer im stolzen Ton einer Befehlshaberinn, trug mir die niedrigsten Arbeiten unter dem Vorwand: daß junge Mädchen in einer beständigen Thätigkeit seyn müßten, auf, und übte meine Thätigkeit leider so sehr, daß ich von der öftern Wiederholung derselben beynahe krank wurde. Doch ertrug ich dies alles mit Geduld, ob es mich gleich schmerzte, und that alles, was sie mir sagte, ganz willig. Aber dabey bliebs nicht, ich sollte größere Martern ausstehn, und meine Leiden sollten den höchsten Gipfel von Ueberspannung erreichen. Der teuflische Anverwandte meiner Stiefmutter, der Petardo heißt, wohnt auch bey uns auf dem Schloß. Er verfolgte mich ganze Tage mit seiner Liebe, und sagte mir die gröbsten Schmeicheleyen vor. Ich gab ihm ein für allemal die Antwort: daß ich ihn nie lieben würde und könnte, und daß er sich auf meine Hand schlechterdings gar keine Hoffnung machen sollte. Dies verwandelte seine Liebe auf einmal

in

in die abscheulichste Wuth; er stampfte heftig gegen die Erde, und begegnete mir auf die niederträchtigste Art. Ey, sagte er höhnisch, das gnädige Fräulein haben gewiß schon einen Geliebten? Das kann seyn, sagt' ich in der Hitze, und er fuhr in seinem angefangenen Ton fort: vermuthlich ists ein Graf, oder Fürst, der Ew. Gnaden moralisch empfindsames Herzchen in Bewegung gesetzt hat? Das kann Ihnen gleichgültig seyn, versetzt' ich, wer es ist. Hm! sagte er: das braucht auch der unterthänigste Knecht von Ew. Hochgräflichen Herrlichkeit nicht zu wissen, indeß soll sichs zeigen, ob Ihre oder meine Macht die stärkste ist, und damit ging er zur Thür hinaus. Den ganzen Tag waren mein Vater, meine Stiefmutter und Petardo zusammen, und brüteten schreckliche Anschläge wider mich aus. Gegen Abend ward ich hinunter gerufen, wo sie alle drey versammelt waren. Mein Vater redete mich folgendergestalt an: Du hast uns heute durch Deine nichtswürdige Aufführung gegen diesen würdigen Mann, (indem er auf Petardo wies:) sehr beleidigt; ich kündige Dir also Deine Hochzeit mit ihm, die in einigen Tagen seyn soll, an, und hoffe von Dir Folgsamkeit. — Papa, sagt' ich: alles, aber das nicht! — Bestie, Du sollst! schrie er: und gab mir einen Schlag ins Gesicht, daß ich zu Boden

stürzte,

stürzte; meine Stiefmutter aber trat mich so lange mit Füßen, bis ich wieder aufstand. Höre, sagte mein Vater: Deinen Geliebten, der kein andrer, als der verdammte Pfaffensohn ist, sollst Du in Ewigkeit nicht haben, und ich frage Dich noch einmal, ob Du meinem Willen gehorchen willst? Nein, sagt' ich, das wird nie geschehn. — Dies machte sie rasend, wie drey höllische Furien sprangen sie auf mich zu, schlugen mich, spieen mir ins Gesicht, und meine Stiefmutter trat mich so lange mit Füssen, bis ich in Ohnmacht sank. Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in einem engen, finstern Kerker, wo mein Vater seine Bauern einzusperren pflegte. Ich lag auf der Erde, und mußte mich vor heftigen Schmerzen wie ein Wurm krümmen. Von allen verlassen, — von meinem Stellheim nun auf ewig getrennt, seufzte meine Seele unter ihrer Last, und sehnte sich hinauf zum Throne des Ewigen. Beten, seufzen und weinen ist das einzige, was ich noch kann; möchte mich doch der Tod bald von meinen Leiden erlösen, denn ich habe zu viel geduldet, und werd' es nicht lange mehr aushalten. — Mein Kammermädchen brachte mir Essen und Licht; ich bat sie, mir ein wenig Papier, Dinte und Feder zu verschaffen, sie war mir von je her getreu gewesen, und erfüllte meine Bitte mit Freuden. Ich schrieb

diesen Brief in der Nacht an Sie, und mein Mädchen will ihn ihrer Schwester zustellen, die ihn Ihnen schicken wird. O Stellheim! eile, eile, und rette Deine Lotte, wenn Du kannst, rette sie, ehe sie in ihrem Kerker verschmachtet. — Sollte ich Dich in diesem Leben nicht wiedersehn, so lebe denn wohl, und folg' Deiner Lotte bald nach in die Ewigkeit. Ich will in meinen letzten Augenblicken noch zu Gott flehen, daß er Dein Tröster seyn möge. — Leb wohl, mein Geliebter, leb wohl, und denke an Dein Mädchen, das Dich im Himmel noch lieben wird. Ewig

Deine

Lotte.

Bis dahin gehen die Briefe unserer Liebenden, und wir sehen uns genöthigt, unsre Erzählung wieder anzufangen. — Stellheims Bestürzung über Lottens Brief war so mächtig, daß er aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Als er wieder zu sich selbst kam, und seine Leiden in ihrem ganzen Umfang fühlen konnte, fing er so heftig an, zu weinen, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Er warf sich auf seine Kniee, und betete mit aller Inbrunst zu Gott. Drauf ward er etwas ruhiger, packte

in aller Eil seine Sachen zusammen, fuhr noch denselben Tag mit Extrapost von H . . . ab, und kam spät in der Nacht in Maiendorf an. Als er das Schloß seiner Lotte sah', stürzten ihm die Thränen aus den Augen, und er konnte sich kaum auf den Füssen erhalten. Alles schlief noch im Dorfe, Emilie, die von seinem Anklopfen aufgewacht war, sah aus dem Fenster, und rief: „wer ist da?„ Ich bins, liebe Schwester, sagte Stellheim. Erschrocken lief sie die Treppe hinunter, und erstaunte, als sie ihren Bruder blaß und entstellt vor sich sah; er umarmte sie, und ging schweigend mit ihr hinauf ins Zimmer. Seine erste Frage war: „Was macht meine Lotte? Ach! sagte Emilie: sie leidet viel, und wird noch immer in ihrem Gefängniß bewacht. Ihre Stiefmutter, die das alles angestiftet hat, um ihren Anverwandten glücklich zu machen, glaubt sie dadurch zu ihrem Willen zu zwingen, aber Lotte liebt Dich zu sehr, und wird Dir nie untreu werden. Stellheim weinte, und Emilie mit ihm, sie sprachen ganz sacht mit einander, damit sie ihren Vater, der noch schlief, nicht aufwecken wollten. Als der alte Greis am Morgen ins Zimmer trat, und seinen Sohn erblickte, blieb er wie eine Bildsäule stehn, faltete seine Hände, und seufzte zu Gott. Ach! mein Sohn, sagte er: ich seh es Dir an,

daß

daß Du vielen Kummer gehabt hast, Du siehst so blaß, wie der Tod, aus. Stellheim umarmte seinen Vater, und bat ihn tausendmal um Verzeihung, daß er ihm so viel Schmerz verursache. Der Alte tröstete ihn, und nahm den gröſten Antheil an seinen Leiden. Unser Jüngling saß in tiefen Gedanken, und beschloß, seine Lotte zu retten, und wenns auch mit dem Verluste seines Lebens geschehen sollte. Hingehn will ich, sagte er bey sich selbst: dem boshaften Weibe zu Füßen fallen, und sie so lange anflehen, bis sie sich erweichen läßt. Er ging auch wirklich den Nachmittag, ohne jemanden was davon zu sagen, aufs Schloß, und fand die jetzige Frau von Rosensee ganz allein, denn der Herr Gemahl und Petardo waren eben zu einem Saufgelage geritten. Sie gerieth in augenscheinliche Verwirrung, als sie unsern Stellheim sah, der mit aller seiner männlichen Schönheit, und einem schmachtenden, flehenden Blick, der jedes Herz zu rühren fähig war, vor ihr da stand. Bey ihr brachte das aber ganz andre Wirkungen hervor, alle ihre wollüstigen Leidenschaften empörten sich auf einmal, und forderten mit Ungestüm Befriedigung. Sie sah unsern Stellheim während seiner Vorstellungen und Bitten, in Ansehung Lottens und seiner, mit wollüstigen, buhlenden Bli-

ecken an, die er aber aus Unerfahrenheit in dergleichen Sachen nicht verstand. Die Frau von Rosensee versprach ihm nunmehro allen ihren Beystand und Hülfe, und entschuldigte ihre Härte gegen Lotten, so viel als möglich. Stellheim küßte ihr in der Entzückung die Hand, welches sie sehr gern geschehen ließ, und ihn, als er weggehn wollte, so lange nöthigte, da zu bleiben, bis ers that. Sie ließ Wein kommen, der ihre Wollust nur noch mehr rege machte, liebkoste unsern Stellheim, küßte ihn zuweilen, daß er blutroh im Gesicht ward, und beging alle Ausschweifungen einer verliebten Buhlerinn. Sie, als eine Frau, die gewohnt war, ihre Leidenschaften gleich zu befriedigen, konnte ihrer Begierde nicht länger widerstehn. Sie ging einige Augenblicke weg, und kam, ganz leicht angezogen, wieder zurück, setzte sich aufs Kanapee, und zog Stellheim neben sich nieder. Hier machte sie ihm nun, ohne Scheu, ihren unverschämten Antrag, und setzte hinzu: daß, wenn er ihren Willen erfüllte, kein andrer, als er, Lotten haben sollte. Stellheim riß sich von ihr los, stieß sie mit Abscheu zurück, und sagte mit edlem Zorn: „Ists nicht genug, lasterhaftes Weib, daß Du ein Scheusal auf Erden bist, willst Du auch noch die Tu-

gend

gend andrer vergiften?„ Sie schützte die Heftigkeit ihrer Leidenschaft vor, zeigte ihm alle verführerische Reize, bat, flehte; aber alles war umsonst. „Nein, sagte Stellheim: ich will mir meine Lotte nicht durch Schandthaten verdienen.„ Drauf stieß er das wollüstige Weib mit Füßen von sich, und ging zornig nach Hause.

Die Liebe eines bösen, wollüstigen Weibes verschmähen, heist die ganze Hölle wider sich aufbringen. Die Gemahlinn des Edelmanns schnob die fürchterlichste Rache: Wuth, Mord und Verzweiflung waren auf ihrem Gesicht gemahlt, sie lief wie unsinnig im Zimmer herum, griff nach einem Messer, und wollte sich erstechen. Aber sie legt' es wieder hin, und rief mit wüthender Stimme: „Nein, ich will noch leben, um ihn und sein Mensch meine Rache in ihrer ganzen Stärke fühlen lassen, und dann will ich meine Seele gern in die Hände des Teufels geben.„ —

Sie machte auch bald alle Anstalten dazu: Petardo war kaum zu Hause gekommen, so erzählte sie ihm alles, und forderte ihn, unter vielen Versprechungen mit zur Rache auf.

auf. Dieser ließ sich zu so etwas nicht lange bitten, er bewilligte alles, und setzte noch spaßhaft hinzu: „Die Mienen, die sie bey ihrem Verrecken schneiden werden, sollen meine größte Wonne seyn, ich freue mich schon recht drauf.„ Sie ging sogleich zu ihrem Gemahl, und gab vor: der Junker Tapsberg, (der vier Meilen von Maiendorf wohnte), liesse ihn bitten, morgen je eher, je lieber, bey ihm zu seyn, er sollte recht viel Vergnügen haben. Der alte Rosensee ließ sich das gefallen, und ritt den Morgen ganz früh schon weg. Nun brachte das böse Weib ihren Anschlag in Ausführung, sie machte alle Anstalten zur Flucht, die sie nach Vollziehung ihrer Rache mit Petardo nehmen wollte. Drauf ließ sie Lotten aus dem Gefangniß, und sagte ihr, daß sie nun glücklich seyn sollte, Stellheim wäre angekommen, und sie hätte so viel Lobenswürdiges an ihm gefunden, daß sie ihrem Gemahl dahin vermocht hätte, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu geben, und er wär' eben ausgeritten, um einige benachbarte Edelleute zu ihrem Verlöbniß, das heute seyn sollte, zusammen zu bitten, Lotte fiel ihrer Stiefmutter um den Hals, und dankte ihr mit Entzücken für ihre Güte. Nachdem sie sich etwas angekleidet hatte, gingen sie beyde zu Stellheim. Seine Bestür-

zung

zung und Freude, Lotten in Begleitung ihrer Stiefmutter bey sich zu sehn, ist unbeschreiblich. Er stand, und konnte nicht von der Stelle gehn, sein Mädchen aber lief auf ihn zu, küßte ihn, und erzählte ihm alles, was sie erfahren hatte. Stellheim wollte das erst nicht glauben, die Frau von Rosensee hingegen ermangelte nicht, ihm alles wahr zu machen, sie sagte: „mein gestriges Betragen gegen Sie war blos eine Probe, Sie hielten sie zu meiner, und meines Gemahls Beschämung aus, und wir beschlossen, da ihre Tugend Lotten verdient, Sie glücklich zu machen.„ Sie wußte dabey ihren Lügen solche Wahrscheinlichkeit zu geben, daß alle Anwesende dadurch betrogen wurden. „Kommt, Kinder, sagte sie zu unsern Liebenden: laßt uns das Mittagsbrodt essen, und Sie, Herr Pastor, sind so gut, und kommen gegen Abend mit Emilien auch zu uns;„ und nun ging sie mit den Beyden aufs Schloß. Der Tisch ward gedeckt, und sie setzten sich alle, außer Petardo, der sich gleichsam über Lottens Verlust traurig stellte, ganz vergnügt hin, und assen. Als der Wein gebracht wurde, ging die Frau von Rosensee an den Schenktisch, und that unvermerkt in die beyden Gläser, die sie für Stellheim und Lotten bestimmt hatte, Gift, schenkte für sich und Petardo auch zwey Gläser ein, und sagte dem Bedienten: wie, und an wen

er

er sie geben sollte. Drauf brachte sie die Gesundheit der beyden Liebenden aus, ein jeder nahm sein Glas, und tranks aus. Nach wenigen Minuten wurden die Frau von Rosensee und Petardo plötzlich blaß, und sanken zitternd vom Stuhl herab. Der Bediente hatte unrecht verstanden, und die Gläser verwechselt, und so fielen beyde Verbrecher in die Grube, die sie Lotten und Stellheim gegraben hatten. Auf das Geschrey dieser Beyden stürzten die Bedienten herein, und sahen mit Schrecken die Vergifteten, die sich auf der Erde vor Schmerzen herumwälzten und brüllten. Die Verwirrung ward allgemein, man lief nach dem Arzt, und dem alten Stellheim. Der Erstere konnte nicht mehr helfen, denn das Gift hatte schon um sich gegriffen, und alle Rettung war umsonst. Der Letztere hingegen ging zu Petardo, der sich wie ein Vieh auf der Erde herumwarf, und wollte ihm was vorbeten. Aber dieser Unmensch spie ihm ins Gesicht, verfluchte Himmel und Erde, und schrie mit gräßlicher Stimme: „Weg, alter Hund! weg! Du siehst schwarz, wie der Teufel, aus, und willst mich nur martern. Ha! daß mir mein Anschlag mißlingen mußte, daß mich nicht ihr Winseln ergötzte, und daß ich meine verdammte Seele, ohne mich zu rächen, verhauchen muß. — Ha! schon hör' ich die Hölle mir Hohn lachen —

höre

höre das Heulen der Teufel, und fühle die Ankunft des Todes. — Verflucht sey meine Mutter, die mich gebar, verflucht sey Himmel und Erde, und ich selbst. „ — Drauf brach ihm der Todesschweiß aus, und unter heftigen Verzuckungen starb er in seinen Sünden dahin.

Die Frau von Rosensee hingegen lebte noch eine Stunde länger, und die Quaalen, die sie litt, brachten sie zur Reue. Sie bekannte dem alten Stellheim ihren ganzen Anschlag, und die Ursach ihrer Rache: „ach! sagte sie mit lallender Stimme: das that alles die Wollust; um sie zu befriedigen, fiel ich aus einem Laster ins andre, und eh ichs selbst dachte, war ich schon die verworfenste Kreatur, die fähig war, einen Mord zu begehn. Möchte doch, sagte sie ferner: mein Beyspiel jeden Jüngling und jedes Mädchen lehren, die Wollust, als die giftigste Schlange zu fliehen, und ihrer Stimme nie Gehör zu geben. „ — Der Prediger betete mit ihr, aber oft fieng sie, bey Zunehmung ihrer Schmerzen, laut an, zu schreyen: „Nein, Gott kann mir nicht vergeben, meine Sünden sind zu groß, die Hölle muß sie bestrafen. — Sieh, da steht der Teufel schon vor mir, wie er mich anstarrt, — mir droht; — weh mir! Gott steh mir bey. — Mitten in diesem Anfall von Raserey starb sie.

Die

Die Körper wurden an einem kühlen Ort bis auf die Ankunft des Edelmanns aufbewahrt, der noch denselben Tag kam. Er war sogleich wieder von dem Junker Tapsberg weggeritten, als er fand, daß ihn seine Frau belogen hatte, und frug jetzt zornig nach ihr. Man erzählte ihm die Geschichte dieses Tages, zeigte ihm die erblichnen Körper, (die in der Nacht begraben wurden,) und der Junker ward plötzlich blaß, und fühlte von dem Augenblick an innre Reue über seine Sünden. Er gab mit Freuden seine Einwilligung zu der Heyrath unsrer Liebenden, die auch nach einigen Monaten zu ihrem größten Entzücken vollzogen wurde. Der Tod des alten Edelmanns, der kurz darauf erfolgte, setzte sie in den Besitz eines großen Vermögens.

Stellheim und Lotte konnten nun den göttlich hohen Trieb, der den Menschen seinem Schöpfer näher bringt, edle, wohlthätige Handlungen auszuüben, ganz befriedigen. Ihr Schloß war die Zuflucht der Armen, der Trost alter, schwacher Leute, und verlaßner Waisen. Wenn das edle Paar durch die Lindenallee ging, so erinnerten sie sich jedesmal an den schönen Frühlingsabend, an dem sie sich ihre Liebe gestanden hatten, dachten an ihre vergangene Leiden, und fühlten das Glück der Liebe doppelt. Sie fielen

sich

sich dann voller Entzücken um den Hals, und riefen Beyde zugleich aus: „Gott hat uns glücklich gemacht, hat uns unendlich gesegnet, unser Leben sey Ihm Dank, und unsre Pflicht sey: unsern leidenden Nebenmenschen in ihrer Noth beyzustehn, und sie zu trösten.„ Dann gingen sie Hand in Hand im Dorfe umher, um einen Elenden aufzusuchen, und ihm zu helfen; und der Geist Gottes wandelte ihnen von ferne nach, und sein Segen umwallte sie. Durch ihre Wohlthätigkeit und Unterstützung wurden ihre Unterthanen in kurzer Zeit die Wohlhabendsten in der ganzen Gegend, und man sah jetzt selten einen Dürftigen unter ihnen. Stellheim und Lotte wurden von ihnen fast angebetet, und jeder Bauer hätte für seine Herrschaft das Leben gelassen. Der alte, rechtschaffene Prediger legte nun auf Bitten seines Sohns sein Amt nieder, und setzte sich in Ruhe. Stellheim gab seinem Freund Friedemann, der noch in C. Kandidat war, die Pfarre, worüber dieser vor Freuden ganz ausser sich war, und seinem Wohlthäter mit Thränen dankte. Er ward bald mit Emilien bekannt, das liebe, unschuldige Mädchen gefiel ihm; er war ihr auch nicht gleichgültig, und so waren sie in kurzer Zeit mit Bewilligung ihrer Eltern glückliche Eheleute. Der alte Stellheim starb nach einigen Jahren mit solcher

Ruhe

Ruhe und Heiterkeit, die nur ein rechtschaffner Mann bey seinem Tode haben kann. Er ward von jedem Edlen beweint, und seine Asche gesegnet, ein Opfer, das nur der Tugend gehört, und der beste Lohn eines redlichen Mannes ist. — Stellheim und Lotte lebten noch lange als das glücklichste, edelste Paar zum Nutzen ihrer Unterthanen und zur Ehre der Menschheit, und zeigten durch das Beyspiel ihrer Geschichte: daß die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird.

Wilhelm und Adelgunde.

Eine deutsche Geschichte.

Wilhelm, ein Junker, schlank und fein,
Schön wie die jungen Rosen,
Verstand die Kunst, galant zu seyn,
Die Mädchen liebzukosen.
Schön war sein Leib, sein Angesicht,
Doch seine Seele war es nicht;
Schien künftig gar auf Erden,
Die schwärzeste zu werden.

Er war nach adlichem Gebrauch
Dem Tanze sehr ergeben,
Besucht Redouten, Bälle auch,
Und war verliebt daneben;
So lebt er unter Paukenklang,
Und unter frohem Jubelsang,
Ganz ohne alle Plage,
Fast jeden seiner Tage.

Umher hat er getanzt, und wie's
Die Moden mit sich bringen,
Kam auch die Reih' an ihn, er ließ
Nun hundert Thaler springen,
Und gab aus Stolz den reichsten Ball;
Mit schmetterndem Trompetenschall
Empfing er seine Gäste,
Traktirte sie aufs Beste.

Die Damen, Poschen angethan,
Mit elenbreiten Hüften,
Auch junge Herrchens kamen an
In lieblich süßen Düften;
Und, Vivat hoch! gings bey dem Mahl,
Die Paucken donnern durch den Saal;
Und jeder fühlte Wonne,
War heiter, wie die Sonne.

Freud' ist auf Wilhelms Angesicht,
Er saß bey Adelgunden,
Ein Fräulein, das er schöner nicht
Auf Erden je gefunden;
Durchglüht von ihrem Feuerblick,
Wünscht er sich ihrer Liebe Glück,
Ließ ab vom Tanz und Spiele,
Ließ tanzen, wem's gefiele.

Er hatte die Verstellungskunst
Sehr gründlich ausstudiret;
Das Fräulein schenkt ihm ihre Gunst,
Durch Schmeicheley verführet.
So wurde schier die ganze Nacht
Mit Scherz und Freude hingebracht,
Schon floh das Sterngewimmel,
Der Morgen sank vom Himmel:

Als Herrn und Damen zogen ab,
Und für die Ehre dankten;
Dann fortkutschierten hurr und trab,
Nach süßem Schlaf verlangten;
Doch meinen Junker, ach! erfüllt
Kein süßer Schlaf, des Fräuleins Bild
Mit mächtigem Entzücken,
Schwebt ihm vor seinen Blicken.

Ach! rief er: „all' mein Glück ist hin,
Hätt' ich sie nie gesehen,
All' meine Ruh ist nun dahin,
Ohn' sie muß ich vergehen!
Soll ich sie lassen — o so muß
Mich retten ein Pistolenschuß;
Gern will ich hin mein Leben
Für diesen Engel geben." —

So klagt' er fort, es nagte ihn
Des Herzens trüber Kummer,
Als hell die Sonn' ins Fenster schien,
Erquickt ihn noch kein Schlummer.
Und, he Johann! da sprang herbey
Halb schlafend noch sein Leiblakey,
Und diente seiner Gnaden
Vom Kopf bis auf die Waden.

Und er bestieg sein blankes Roß,
Sehr stattlich galloniret,
Kam bald auf Adelgundens Schloß
Hochtrabend paradiret;
Ihr Vater war ein Rittersmann;
Und nahm ihn freudig auf und an,
Und dankte für die Ehre,
Die sein Besuch gewähre.

Doch Alter! freu Dich nicht so sehr,
Er kam nicht Deinetwegen;
Um Deine Tochter kam er her,
An der ist ihm gelegen: —
Er fand Gelegenheit, allein
Im Garten da mit ihr zu seyn,
Bekannt' ihr seine Triebe,
Und seine heisse Liebe.

Er warf sich auf die Knie, und rief:
„Gott soll mit Donnerwettern
Hinunter in die Erde tief
Mich ganz und gar zerschmettern!
Wenn ich nicht Adelgunde, Dir
Getreu verbleib' auf ewig hier,
Mein Herz ist Dir ergeben,
Nur Dir wünsch ich zu leben!„

Erschüt-

Erschüttert durch des Junkers Fluch,
Gerührt durch seine Schmerzen,
Stand, wie betäubt, das Fräulein, trug
Für Wilhelm Lieb' im Herzen;
„Besieget hast Du meinen Sinn,
Nimm hin mein Herz, nimms Traurer, hin;
So lang ich leb' auf Erden,
Solls Dir nie untreu werden." —

Wie wenn nach einem Donnersturm
Die Sonne scheint hernieder
Viel freundlicher, daß Mensch und Wurm
Von neuem lebet wieder:
So rief des Fräuleins Wort und Blick
Das Leben Wilhelms schnell zurück,
Und alle das Entzücken
Wollt' ihn beynah ersticken.

Nun ließ er alle Tage fast
Den Gaul hinparadiren,
Denn alles war ihm jetzt verhaßt,
Er that nichts, als scharmiren.
Im Garten saß er oft allein
Mit ihr im hellen Mondenschein;
Gelegenheit macht Diebe,
So gings auch hier der Liebe.

Einst war mal alles fortkutschirt,
Allein war unsre Holde;
Da kam der Junker antrottirt,
Und starrte ganz vom Golde.
Im Garten gingen Beyd' allein,
Er riß sie hin durch Schmeicheley'n,
Sie ward in einer Laube
Dem Bösewicht zum Raube.

„D

„Du sollst den Mond im vollen Glanz
Nicht mehr am Himmel sehen,
So soll durch Deinen Hochzeitkranz
Ein kühler West schon wehen;
Du kannst mir Adelgunde traun,
Auf meine Treue sicher baun,
Mein Weib sollst Du auf Erden,
Sonst keine andr' es werden.„

Sie glaubt ihm, überließ sich ganz,
Ganz des Verräthers Willen,
Dich krönen wird ein Todtenkranz,
Statt Bett' ein Grab Dich hüllen. —
Schon hatte sie des Mondes Pracht
Gesehn in mancher stillen Nacht,
Doch keine Hochzeitkrone,
Die ihre Treue lohne.

Und,

Und, ach! die Früchte zeigten sich,
Vom zärtlichen Umarmen;
Sie schrieb dem Junker flehentlich,
Und bat ihn um Erbarmen:
Mach, Wilhelm, daß des Priesters Hand
Uns knüpfe bald das Eheband.
Doch schrieb er, daß er dankte,
Sie nimmermehr verlangte.

Drauf kam sie selbst, fiel ihm zu Fuß,
Und drückt in ihren Armen
Des Räubers Knie', ihr Thränenguß
Fleht ihn um sein Erbarmen. —
Ihn rührt kein Flehn, kein Jammerblick,
So seys, sprachs sie: und kehrt zurück,
Und Wuth und Rache rauben
Ihr Hofnung, Muth und Glauben.

Sie

Sie kam aufs Schloß', da warf sie sich
Auf ihre Kniee nieder; —
„Erbarm', o Gott', erbarme Dich
Doch der Verlornen wieder!
Nimm meine Seel' im Himmel auf,
Und ende meinen Lebenslauf,
Und räch' im Weltgerichte
Mich an dem Böſewichte.„

Drauf schrieb sie dieſen Brief: „o Du,
Du schwärzeſter Verbrecher!
Wirſt, denk an mich, nie haben Ruh,
Mein Blut ſchreit auf zum Rächer.
Mein Geiſt vor Gottes Angeſicht
Klagt über Dich, o Böſewicht!
Und Gott wird Dich verdammen
Zu ew'gen Höllenflammen! —

Sie ging ans Fenster, Todesschweiß
Floß von der Stirn herunter;
So seys denn, Adelgunde, seys!
Und Gott! sie stürzt hinunter. —
Des armen Mädchens Seel entwich,
Rief: Wilhelm! Wilhelm! fürchterlich;
Zum Vater aller Väter
Schrie's Blut um Dich, Verräther!

Zerschmettert lag die Blume da,
Blut quoll aus jeder Wunde,
Und jeder, der sie kannt' und sah,
Rief: arme Adelgunde!
Am Abend ward bey Fackelschein
Die Leich' in einem dunkeln Hain,
Mit Heulen und mit Klagen
Schwarz, düster hergetragen.

Wie grausend durch das düstre Licht
Das Leichenlaken wallte,
Und Jesus meine Zuversicht,
Im stillen Hain erschallte:
Ein West im leisen Trauerton
Durchweht die blut'ge Todtenkron',
Und die Natur mit Schauer
Versank in düstre Trauer. —

Indessen war der Junker fort
Nach einem Ball gefahren,
Und hatte noch kein einzig Wort
Von alle dem erfahren,
Des Abends an dem andern Tag,
Da alles tief im Schlummer lag,
Flog er mit heitrer Freude
Durch Anger, Flur und Haide.

Es führt sein Weg ihn durch den Hain,
Wo starr in ihrem Blute,
Bey todesblassem Mondenschein
Das arme Mädchen ruhte.
Gesprengt kam er Gallop und Trab,
Und kam an Adelgundens Grab,
Da blieb der Rappe stehen,
Nicht weiter wollt' er gehen.

Trotz Peitschenhieb und Spornenstich
Ging er nicht von der Stelle,
Er schnob, und bäumt und tummelt sich
Rund um des Grabes Schwelle.
Der Junker flucht; doch halfs ihm nicht;
Er sah ein fürchterliches Licht,
Er hört ein dumpfes Sausen
Vor seinen Ohren brausen.

Tief aus der Todtengruft hervor
Drang kläglich Angstgewimmer,
Und plötzlich stieg ihr Geist empor,
Im bleichen Todesschimmer.
Ihr blutges Sterbekleid durchweht
Ein kalter Hauch, und winselnd geht
Sie um das Grab so klagend,
Ein Kind im Arme tragend.

Huhu! sie wimmert um die Gruft,
Stampft wüthend auf die Erde.
Heult: Wilhelm! Wilhelm! durch die Luft
Mit weinender Gebehrde;
Zeigt' auf das Kind, und sahe dann
Den Junker und den Himmel an,
Schlug Hand in Hand zusammen,
Und sprühte Feuerflammen. —

„Ha!

„Ha! sieh, Verräther! sieh mein Blut,
Wie's aus der Wunde quillet. „ —
Dann griff sie nach ihm hin mit Wuth,
Daß Grausen ihn erfüllet;
Er wankte sinnlos hin und her,
Der Athem ward' ihm eng' und schwer,
Er sah die Hölle offen,
Wo Teufel auf ihn hoffen. —

Und seht, von ungefähr entstand
Ein schrecklich Donnerwetter,
Der Mond mit seinem Licht' verschwand,
Es krachte das Geschmetter;
Und Finsterniß und Grausen deckt
Die bange Welt; die Menschen schreckt
Der Donner aus dem Schlafe,
Sie kömmt, sie kömmt, die Strafe.

Schaum

Schaum deckte ganz sein schnaubend Roß,
Ihm bebten alle Glieder,
Und plötzlich brach ein Donner los,
Und wetterte vor ihm nieder.
Sieh da ein Blitz! ihn dünkte schier:
Als öfnet sich des Himmels Thür,
Als säß auf seinem Throne
Der Vater mit dem Sohne.

Als läg das Mädchen auf den Knie'n
An seines Thrones Stufen,
Erflehte Rache wider ihn,
Und Gott erhört' ihr Rufen:
Als läg das Kind, was sie erstickt,
Noch eh es diese Welt erblickt,
Und lallte: „Gott! du Rächer!
Vernichte den Verbrecher.„

Und hui, sprang er vom Pferd' herab
Und flehte um Erbarmen,
Stürzt nieder auf das frische Grab:
„Gott! — gnädig sey mir Armen.„
Doch deine Reue ist zu spät,
Der Herr erhört nicht dein Gebet;
Gott sprach, und Donner rollten,
Die ihn zertrümmern sollten. —

Hu! welch ein Krach! tief in die Gruf
Ward er hinab geschlagen,
Die Seele winselt in der Luft
Mit Zittern und mit Zagen:
Die Teufel zerrten sie umher,
Und eine Stimme donnert schwer:
„Seht! ihr Verführer, sehet!
Wie's Unschuldschändern gehet!„

Ferdi

pag. 80.

Gottlob del. Liebe sc.

Universitäts-Bibliothek
Halle

Ferdinand Valerno.

Eine spanische Geschichte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Halle

In einer der besten Gegenden Spaniens lebte Valerio, ein reicher Edelmann, auf seinen Gütern. Seine Gemahlinn hatte ihm in einer achtjährigen Ehe nur einen Sohn geboren, und er gab schon alle Hofnung, noch einen Erben zu erhalten, auf, als sie ihn unvermuthet mit einem zweyten Sohne beschenkte. Dieser, der aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte Frucht ihrer Liebe war, zog die Aufmerksamkeit und Sorgfalt seiner Eltern ganz auf sich, und machte ihnen durch seine Ankunft seinen ältern Bruder ziemlich gleichgültig. Er wurde mit der weichlichsten Zärtlichkeit erzogen, und sein kleinster Wunsch blieb nicht unerfüllt. Seine Eltern vertändelten ganze Tage mit ihm, und liessen sich recht angelegen seyn, ihn zu liebkosen, und seinem Willen zuvorzukommen. Durch diese Behandlung ward der Knabe eigensinnig und boshaft, und trieb oft seinen Muthwillen so weit, daß er sich Gläser, Tassen und dergleichen geben ließ, und sie seinen Eltern vor den Füßen entzwey warf. Diese waren aber weit davon entfernt, ihn hierüber zu bestra-

fen, sie küssten ihn vielmehr dafür, und hielten's für einen lustigen Einfall. Mit jedem Tage wuchs die Bosheit des Knaben, die er hin und wieder schon an seinem Bruder ausübte, und diesem armen Unschuldigen oft harte Strafe zuwege brachte.

Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, schiens den Eltern endlich einmal dienlich, einen Hofmeister anzunehmen, denn bisher, glaubten sie: wäre das viele Lernen für die Gesundheit ihres Lieblings schädlich gewesen. Sie musten sich lange bemühen, ehe sie einen Menschen fanden, der so ganz nach ihrem Geschmack war, und sich ihre Bedingungen gefallen ließ. Endlich meldete sich ein Kandidat von dreyßig Jahren, und ward nach langen Prüfungen seiner Gelassenheit und Geduld angenommen. Valerno machte es ihm vorzüglich zur Bedingung: seinem jüngsten Sohn bey Leib und Leben keinen Stock zu zeigen, geschweige, ihn zu schlagen, denn er wäre, hieß es, sehr biegsam, und liesse sich mit Worten lenken; mit den Aeltern hingegen möcht' er willkührlich verfahren, und ihm nichts zu gute halten. Der neue Hofmeister war ziemlich phlegmatisch, und die Hofnung, künftig ein bequemes Leben führen zu können, ließ ihn jede Bedingung gern eingehn. Er hielt täglich drey Stunden, die er fast auf den Aeltern, der Ludewig hieß, ganz

ver-

verwandte, denn Ferdinand, der Liebling der Eltern, konnte kaum eine halbe Stunde aushalten, und ward des Lernens bald überdrüßig, welches auch dem Hofmeister völlig gleichgültig, war. Wer nicht will, pflegte er oft zu sagen, der läßt es bleiben, und ich habe den Vortheil davon, daß ich meinen Mund weniger zu bewegen brauche. Nach seinen gehaltenen Stunden setzt' er sich gewöhnlich in einen Lehnstuhl, stopfte sich eine Pfeiffe, und rief gähnend aus: „Gottlob, daß ich mich wieder ausruhen kann! und so blieb er auch, in der größten Unthätigkeit den übrigen Theil des Tages sitzen. Gestalt und Anzug waren an ihm vorzüglich sonderbar. Er war ungefähr vier Schuh hoch, dick und untersetzt, eine Folge seiner Bequemlichkeit. Sein Gesicht war mit kleinen rothen Augen und einer mächtig großen Nase geziert; der Ton seiner Stimme war außerordentlich fein, und für die Ohren höchstbeleidigend; seine Beine waren etwas gebogen, und machten ihm dadurch das Gehen ziemlich sauer. Er trug eine ungeheuer große Knotenperrücke von Ziegenhaaren, die vor Zeiten einmal weiß gewesen war, jetzt aber schon die gelbe Farbe angenommen hatte. Sein gewöhnliches Kleid war ein weisses, das aber so schmutzig aussah, als wenns schon einige Jahre lang im Rauch gehangen hätte. Sein übriger Anzug

stimmte

stimmte genau mit dem erstern überein, und man konnte ihn, ohne zu lachen, fast nicht ansehen. Er that alles gern, was wenig Mühe kostete. Ludewig, dem sein guter Kopf und sein Fleiß zu Hülfe kam, lernte vieles bey ihm, allein Ferdinand, dem er gar nichts sagen durfte, wenn er seine Bequemlichkeiten nicht verlieren wollte, hatte in einer Zeit von drey Jahren weiter nichts, als ein wenig schreiben und lesen gelernt, worüber die Eltern beynah außer sich vor Freuden waren.

Seine Bosheit hatte aber indessen desto mehr zugenommen, und sein Herz war jetzt so schlecht, daß man wenig Scharfsinn brauchte, um die Keime zu künftigen Schandthaten drinnen zu entdecken. Alle Leute im Dorfe klagten über ihn, und verfluchten seine Eltern, daß sie ihm so viel Willen liessen. Bald schmiß er den armen Bauern, die oft genug ihren Hunger nicht stillen konnten, die Fenster entzwey; schlug ihr weniges Federvieh todt, oder mishandelte ihre Kinder auf die grausamste Weise, und konnte sich denn recht herzlich freuen, wenn er sie vor Verdruß und Schmerz weinen sah. Alles dies mußten die armen Leute mit Geduld ertragen, wenn sie sich nicht größeren Unterdrückungen aussetzen wollten.

Einst

Einst schlug der Bube auch den Sohn eines Tagelöhners, um einiger Schimpfnamen willen, beynah todt. Der Vater ging aufs Schloß, und beklagte sich hierüber bey dem alten Valerno. Dieser ließ ihn aber, da er etwas zu frey über die Bosheit Ferdinands sprach, sogleich in den Thurm werfen, wo er acht Tage lang bey Wasser und Brodt sitzen mußte. Tausend ähnliche Streiche machte der junge Bösewicht, die ihm alle ungeahndet hingingen, und öfters wohl noch gar von dem alten Valerno gerühmt wurden.

Der Hofmeister mußte auch manches mal der Gegenstand seiner Niederträchtigkeit seyn. Er brach ihm die Stuhllehne bis auf wenige Hältniß entzwey, wenn sich nun jener recht bequem in seinen Stuhl setzte, und anlegte, so ließ die Lehne nach und der Hofmeister fiel so lang, wie er war, nieder. Bey einer andern Gelegenheit verhalf ihm Ferdinand auch einmal zu einer guten Tracht Schläge, die er, ohne zu wissen, von wem, bekam. Der Küster im Dorfe, der sich für den größten Gelehrten und Astronomen in ganz Spanien hielt, hatte mit dem Kammermädchen auf dem Schloß ein Liebesverständniß. Ferdinand, der dies wußte, und seine Eifersucht kannte, erzählte ihm: daß sein Hofmeister seine Geliebte Tag und Nacht mit seiner Liebe

quälte

quälte, und er sie ihm gewiß noch abtrünnig machen würde. Der Küster gerieth hierüber so in Zorn und schwur bey allen Gestirnen, sich zu rächen, es möchte auch kosten, was es wolle. Dies wars eben, was Ferdinand wünschte; er bat ihn, selbst deswegen an sein Mädchen zu schreiben, so würde er von der Wahrheit seiner Aussage noch mehr versichert werden, er wollte ihm die Gefälligkeit thun, und den Brief an sie bestellen. Der Küster ließ sich hierzu nicht lange nöthigen, er setzte sich hin und schrieb:

Abendstern meiner Liebe!

Demenach ich in Erfahrung gebracht, daß der ungelehrte Hofmeister auf dem Schloß Dieselben mit dem Feuerbrand seiner Liebe Tag und Nacht verfolget, so hat dieses mein ganzes Gemüthe in Schrecken und Entsetzen gesetzt, und mich in den dunklen Kasten der Betrübniß geworfen. Zwar verlaß ich mich auf Dero Treue, allein tempus omnia vincit, pflegen wir Gelehrten zu sagen, und so möchte der Herr Hofmeister mit der Zeit doch wohl Dero kostbares Herz mit der Liebeskarthaune zu stark bombardiren und endlich einnehmen. Ich bitte derohalben ergebenst, mir Dero Gesinnungen bekannt zu machen, und melden zu thun, ob er noch ferner mit seinem Beginnen

fort-

fährt, so will ich bald seine Liebesflammen mit meinem Braunen löschen, und ihm zeigen: daß ich bin

Lieblicher Abendstern,
Dero
gefesselter Knecht.

Diesen Brief gab Ferdinand dem Kammermädchen seiner Mutter, mit der er sich verstand, und entdeckte ihr den ganzen Handel, daß es blos eine Erfindung von ihm wäre, um den Küster wider den Hofmeister aufzubringen. Das Mädchen, die den Letztern auch nicht gut leiden konnte, schrieb auf Ferdinands Anrathen ihrem Liebhaber: daß es allerdings wahr sey, daß der Hofmeister sie mit seiner Liebe plagte, und bey jeder Gelegenheit schlecht von ihm spräche; auf ihre Treue könnte er sich übrigens verlassen, nur möcht' er sie, sobald als möglich, von dem ungestümen Hofmeister befreyen. Der Küster wurde über diese Nachricht rasend, und lauerte jeden Abend, mit einem guten Prügel bewafnet, dem Hofmeister auf. Einigemal mußt' er umsonst auf ihn warten, endlich war er so glücklich, ihn des Abends spät, da er eben von dem Prediger im Dorfe, den er besucht hatte, zurückkam, anzutreffen. Der Küster sprang auf ihn zu, und schwang seinen

nen Stock so oft und heftig auf des Hofmeisters Rücken, daß er in kurzer Zeit ohne Empfindung da lag. Als er wieder zu sich selbst kam, und sich ganz zusammengebogen auf der Erde liegend fand, sagt' er bey sich selbst: wie ists möglich, daß ich bey der unbequemen Lage hier habe liegen können? und wer mag mich wohl so zergeisselt haben? Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er aufs Schloß und konnte sich einige Tage lang vor Schmerzen kaum bewegen. Sich nach dem Thäter zu erkundigen, schien ihm viel zu beschwerlich, daher nahm er lieber die Prügel ganz umsonst hin, als daß er sich dergleichen Umstände und Mühe verursacht hätte. Ferdinand freute sich indessen inniglich, daß sein Anschlag so glücklich gelungen war, und ward dadurch kühn gemacht, mehrere Streiche von der Art zu machen.

Er war jetzt sechzehn Jahr alt, und übertraf an Niederträchtigkeit den geübtesten Bösewicht. Er war äusserst stolz und eigenliebig, und seine Rachsucht hatte ihres Gleichen nicht. Weil ihm von seiner Kindheit an Niemand zuwider gewesen war, so durfte man ihm auch in keiner Sache widersprechen, oder mußte von seinem beleidigten Stolz Rache befürchten; kurz alle Arten von Laster waren in ihm vereinigt, und leuchteten aus allen seinen Handlungen hervor. —

Ludewig hingegen war ein stiller, guter Jüngling, und hatte schon die Grundlage zu einem künftig rechtschaffenen Mann gelegt. Er war fünf Jahr älter, als Ferdinand, und sollte jetzt eine in der Nähe gelelegene Universität beziehn. Sein Vater gab ihm einen andern Hofmeister mit, und behielt den phlegmatischen Herrn, dessen Gelassenheit er kannte, für seinen Ferdinand zurück. Ludewig wandte indessen seine akademischen Jahre sehr nützlich an, er erlernte alle die Wissenschaften, die einem Edelmann anständig sind, bildete sich immer mehr aus, und erwarb sich durch sein gutes Betragen viel Freunde.

Als er drey Jahr auf der Universität zugebracht hatte, ging er nach M., welches damals der Sammelplatz aller jungen Leute von Stande war. Er war bey allen Feyerlichkeiten, die der Adel unter sich anstellte, zugegen, und dies verschafte ihm die Bekanntschaft mit vielen ansehnlichen Familien. Einst wurd' er auch auf einem Ball mit einem sehr schönen Fräulein bekannt, die die Tochter eines verstorbenen Majors war, und jetzt mit ihrer Mutter nahe bey M. auf ihren Gütern wohnte. Er tanzte fast immer nur mit ihr, wich gar nicht von ihrer Seite, und war ganz von ihren Reizen bezaubert. Ihre Mutter, die auch mit zugegen und eine vortreff-

liche

liche Frau war, lernte den jungen Valerno bald näher kennen, und sein gutes, aufrichtiges Herz gefiel ihr. Sie bat ihn, er möchte sie und ihre Tochter zuweilen auf ihren Gütern besuchen, und sich ihre ländliche Bewirthung gefallen lassen. Er nahm den Vorschlag mit tausend Freuden an, der ganz seinen Wünschen gemaß war, und ging so vergnügt nach Hause, wie er seit langen Zeiten nicht gewesen war.

Einige Tage drauf ritt er hinaus, und ward sehr freundschaftlich empfangen. Er hatte Gelegenheit, mit dem Fräulein oft allein zu seyn, ihre Schönheit und vortrefliche, sanfte Denkungsart flößten ihm die feurigste Liebe zu ihr ein, und jeder Augenblick, den er ohne sie zubrachte, war ihm verhaßt. Sie begegnete ihm sehr freundlich, und schien gegen seine Verdienste auch nicht gleichgültig zu seyn; aber Ludewig war zu furchtsam, und wagte es nicht, sich gegen sie, in Ansehung seiner Liebe, zu erklären. Sie brachten den Tag ganz vergnügt beysammen hin, und gegen Abend ritt er, mit dem Versprechen, sie öfters zu besuchen, ganz froh nach M. zurück. Seine Louise, so hieß das Fräulein, war ihm beständig gegenwärtig; wo er hinging, begleitete ihn ihr Bild, und stand mit aller seiner Anmuth und Majestät vor ihm da; dann fuhr er

auf,

auf, und flüchte seiner Furchtsamkeit, die es ihm noch nicht verstattet hatte, ihr seine Liebe zu gestehen, und wünschte sehnlich die Gewißheit seines Glücks. Einige Wochen waren ihm so hingestrichen, in welcher Zeit er oft zu ihr hinauskam, und noch war's zu keiner Erklärung zwischen ihnen gekommen. In dieser Ungewißheit länger zu leben, war ihm unmöglich, er beschloß also: an sie zu schreiben, welches er denn auch nach langen Ueberlegungen that! —

Ludewig Valerno an Louisen.

Ich weiß: daß Sie die Leiden eines Ihrer Nebenmenschen rühren, so rühren, daß Sie ihm, so viel in Ihrem Vermögen steht, helfen, und ihn trösten. Die neuliche Geschichte, bey der ich zugegen war, beweist das ganz, wo Sie den Bauerknaben, der vor uns vorbeyging und weinte, um die Ursach seiner Betrübniß fragten, und sich hernach, als er uns erzählte: daß seine Eltern beyde krank wären, und jetzt, da sie nichts verdienen könnten, beynah verhungern müßten, zu den Kranken hinführen liessen, und ihnen so viel gaben, daß sie lange davon leben konnten. Welchem Leidenden sollte das nicht Muth machen, sich Ihnen auch zu nahen? auch Ihr Mitleid anzuflehen, da

er

er sieht, wie gern Sie trösten, wenns nur in Ihren Kräften steht. Für mich, liebes Fräulein, war das die beste Aufmunterung, und ich wag' es daher, Ihnen ein Bekenntniß zu thun, von dem mich bisher immer meine Furchtsamkeit abhielt. Mein Betragen wird Ihnen oft genug meine Liebe gegen Sie verrathen haben, ich flehe jetzt Ihr Mitleid an, mich aus meiner quaalvollen Ungewißheit zu reissen, und durch Ihre Gegenliebe glücklich zu machen. Sollte aber Ihr Herz schon einem Edleren, wie ich bin, angehören: sollten Sie mich nicht lieben können, so will ich gern in meinem Jammer verschmachten, wenn nur Sie glücklich sind. Das Mitleid erstreckt sich nicht so weit, daß man sich dadurch selbst elend machen soll, und es wäre Grausamkeit von mir, das von Ihnen zu verlangen. Wenn aber Ihr Herz noch frey ist, und Sie mich, ohne Ihre Neigung zu zwingen, lieben können, so machen Sie mich durch eine baldige Antwort zum glücklichsten Menschen. Die Einwilligung Ihrer Frau Mutter und meines Vaters, wird uns zu unsrer Verbindung nicht fehlen, die Liebe wird uns vereinigen, und wir werden unter ihrem Schatten die süßesten Freuden geniessen. Befreyen Sie mich bald von meiner Ungewißheit, und lassen Sie mich erfahren,

ren, ob ich glücklich seyn soll. Leben Sie wohl.

Louise an Ludewig Valerno.

Das lange Geziere und Verstellen hab ich niemals gut leiden können, ob es gleich unserm Geschlecht vorzüglich eigen ist. Ich sage Ihnen also frey heraus: daß ich Sie gleich vom Anfang unsrer Bekanntschaft geliebt habe, und Sie ewig lieben werde. Mein Herz war bis hieher noch frey, Sie waren der Erste, der mir Liebe einflößte, mit Ihnen will ich nun Freuden und Leiden theilen, und Sie sollen der Besitzer meiner ganzen Zärtlichkeit und Liebe seyn. Ich habe meiner Mutter Ihren Brief gezeigt, die gute Frau gab gleich ihre Einwilligung zu unsrer Liebe, und wünscht uns tausend Glück dazu. Jetzt, lieber Valerno, bin ich, wie neu geschaffen, meine vorige Munterkeit ist wieder zurückgekehrt, und ich stelle mir schon in Gedanken alle die süßen Freuden der Liebe vor, und danke Gott tausendmal, daß er mir Sie zum Führer durchs Leben gegeben hat. Mein einziges Bemühen soll seyn, mich Ihrer ganz würdig zu machen, und alles zu Ihrem Vergnügen beyzutragen,

was mir nur immer möglich seyn wird. Wir wollen, ganz entfernt von dem Geräusch der Welt, für uns im Stillen auf dem Lande leben, uns alles seyn, und die Freuden einer glücklichen Ehe geniessen. Aber damit wir doch der Welt nicht unwürdig und unnütz sind, so wollen wirs uns zur Pflicht machen, alle unsre Nebenmenschen um uns her, so viel wir können, glücklich zu machen, und den Nothleidenden zu helfen. Nicht wahr, lieber Valerno, das wollen wir thun, und uns gemeinschaftlich drüber freuen? Kommen Sie, sobald Sie können, zu uns, und lassen Sie uns nun recht vergnügt zusammen seyn. Leben Sie wohl.

Valerno war über diesen Brief vor Vergnügen ausser sich, er küste ihn, und beging alle Thorheiten einer ausschweifenden Freude. Er kleidete sich in aller Eil an, und nach wenigen Stunden war er bey seiner Louise, die ihn mit offenen Armen und allen Zeichen einer aufrichtigen Liebe empfing. Er fiel ihr um den Hals, überschüttete sie mit seinen Küssen, und rief aus: „Dank Dir, o Schöpfer! daß Du mich so gesegnet hast:„ und nun setzten sie sich neben einander hin, und genossen Wonne des Himmels.

Der

Der ganze Tag wurde in den reinsten, unschuldigsten Freuden hingebracht, und sie wurden sich mit jedem Augenblick einander werther und schätzbarer.

Gegen Abend gingen sie zusammen in den Garten, und assen in einer kühlen Grotte das Abendbrodt. Hernach gingen sie beym hellen Mondenschein spatzieren, und athmeten die angenehme, kühlende Abendluft ein. Alles war still und schön, die ganze Natur lag ruhig da, und schlummerte, nur ein kühles Lüftchen säuselte über die Blumen hin, und wehte den Liebenden ihren Wohlgeruch entgegen. Sie konnten Beyde vor inniger Wonne nicht sprechen, ein heiliger Schauer befiel sie, sie umarmten sich mit himmlischem Entzücken, und schwuren sich unter Gottes gestirnten Himmel eine ewige Treue. Sie gingen noch etwas umher, und ein jeder begab sich hernach auf sein Zimmer, und zur Ruhe. Ludewig brachte jetzt seine meiste Zeit bey Louisen zu, er war nie vergnügter, als in ihrer Gegenwart, und sein einziger Wunsch war ihr völliger Besitz. Er schrieb auch deswegen an seinen Vater, und bat ihn um seine Einwilligung. Kurze Zeit darauf erhielt er Antwort, worinn sein Vater seine Heyrath bewilligte, er schrieb: „Ich habe des Fräuleins Vater gut gekannt, er war mein sehr guter Freund, und ihm zu Ehren magst Du seine Toch-

ter immerhin heurathen, ich habe nichts dawider einzuwenden. „ —

Ludewig und Louise waren über diese frohe Nachricht vor Freuden fast ausser sich, sie hatten sich von Seiten des alten Valerno's mehr Widersetzlichkeit vermuthet, und nun sahen sie gerade das Gegentheil, und die Annäherung ihrer Verbindung machte sie ganz entzückt. — Wir wollen sie einige Zeit in ihrem Entzücken lassen, und uns wieder zu unserm Ferdinand wenden.

Dieser war, so bald Ludewig die Universität verlassen hatte, mit seinem phlegmatischen Hofmeister auch dahin gegangen. Hier ließ er nun seinen lasterhaften Neigungen ganz den Zügel schiessen, er war Unschuldsschänder, Säufer, Mörder und alles, was den Menschen zur Bestie herabwürdiget. Die verworfensten Bösewichter waren seine Gesellschafter, und durch ihren Umgang erlernte er vieles, was ihm bisher unbekannt gewesen war. Sein Vater schickte ihm Geld über Geld, und dennoch war Ferdinand nie ohne Schulden. Keiner von den Studenten, dem sein Leben lieb war, wagt' es, ihn nur mit einer Miene zu beleidigen, denn seine Rache hörte nur mit dem Leben seines Beleidigers auf. Auf

der

der ganzen Universität konnten sich die ältesten Leute nicht erinnern, je einen Menschen gesehn zu haben, der einem Vieh so ähnlich gewesen wäre, als Ferdinand. Der alte Valerno erfuhr seine ganze Lebensart, und es fiel ihm nicht ein, ihm darüber in seinen Briefen den geringsten Verweis zu geben. Ein Edelmann, meinte er, müsse sich von den Bürgerlichen auszeichnen, und zeigen, daß er Geld durchzubringen habe. —

Der arme Hofmeister aber war mit seinem jungen Herrn desto übler zufrieden, alle seine vorigen Bequemlichkeiten waren dahin, er beweinte sie oft im Stillen, und wünschte nur noch einmal vor seinem Ende seinen vorigen Lehnstuhl zu sehen. Er sprach mit Begeisterung von jenen glücklichen Zeiten auf dem Schloß, und verglich sie mit den jetzigen, die der arme Mann kaum noch zu ertragen vermochte. Der boshafte Valerno stieß ihn bald hier, bald dahin, ließ ihn an keinem Orte ruhig sitzen, und nahm ihm oft alle Stühle weg, daß er entweder stehn, oder sich auf die Erde legen mußte. Oft legte er ihm auch Steine ins Bette, oder begoß ihn mit Wasser, daß der Hofmeister vor Verdruß heulte, worüber Ferdinand vor Freuden im Zimmer herumsprang. Dies länger zu ertragen, war dem phlegmatischen Mann unmöglich, er beschloß also: dem alten

Valerio die schlechte Aufführung seines Sohnes gegen ihn zu schreiben, und hernach seine Sachen zusammen zu packen, und seinen Stab weiter fort zu setzen. Der Brief war nun freylich eine saure Arbeit für ihn, doch bracht' er ihn endlich nach vier Tagen zu Stande.

Hochwohlgeborner Herr,

Es ist umsonst, ich kanns nicht länger bey Ihrem Sohne aushalten, er machts gar zu toll, zieht mir beynah das Fell über die Ohren, und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Das hätte ich nur wissen sollen, ich wäre gewiß nicht vom Schloß weggegangen, wo ich nichts, als gute Tage hatte, und wie ein Prinz in meinem Lehnstuhl saß. Zwar kriegte ich zuweilen auch manche Tracht Schläge, aber die wollt' ich jetzt mit Freuden hinnehmen, wenn ich nur sonst ein gutes Leben hätte. Es ist aber nicht auszustehn, wie mich Ihr Sohn quält, und ich sehe mich genöthiget, ihn zu verlassen, welches ich Ihnen hier kund thun will, damit Sie nicht denken, daß es aus einer andern Ursache geschehen ist. Ich muß schliessen, weil mich das Schreiben schon ganz abgemattet hat, und mir meine Hände lieb sind. Leben Sie wohl.

Wenige

Wenige Tage darauf ging der ehrliche Hofmeister auch wirklich fort, kein Mensch wußte, wo er geblieben war, und man hat hernach nichts weiter von ihm gehört. Sein Brief kam eben bey dem Edelmann an, als eine große Gesellschaft hochadelicher Standespersonen zugegen war. Er ward vorgelesen, bewitzelt, und man rümpfte spöttisch die gnädigen Nasen über den bürgerlichen Brief. Der alte Valerno stellte seinen Sohn als ein Muster des Witzes vor, daß er sich seines Hofmeisters auf eine so witzige, lustige Art entlediget hätte, welches die ganze hochadeliche Gesellschaft bestättigte. — Ferdinand setzte nun seine liederliche Lebensart fort, und überließ sich ganz seinen Leidenschaften. Einst gerieth er mit einem jungen Edelmanne beym Spiel in Streit, und man mußte ihn mit Gewalt fest halten, daß er ihm nicht gleich den Degen durch den Leib stieß. Den folgenden Tag drauf schlugen sie sich Beyde in einem kleinen nahgelegenen Wald. Sie tummelten sich lange herum, und keiner konnte dem andern etwas anhaben. Die Sekundanten riethen ihnen, sich wieder mit einander auszusöhnen; aber Ferdinand rief mit brüllender Stimme: nein, nichts von Aussöhnung! einer von uns muß zum Teufel, eher ruh' ich nicht. Er stürmte wüthend auf seinen Gegner, der schon ganz ermüdet war, ein, und stieß ihn in kurzer Zeit zu Boden.

Drauf

Drauf schwang er sich auf sein Pferd, und nahm mit seinem Bedienten, so schnell er konnte, die Flucht. Als er einige Stunden geritten war, umzog sich plötzlich der Himmel, die ganze Gegend ward düster, und es brach ein fürchterliches Gewitter aus. Der Regen goß sich in Strömen herab, und verwandelte die Felder in Flüsse, der Blitz fuhr zischend durch die Lüfte, und erleuchtete die ganze dunkle Gegend. Der Sturmwind heulte unaufhörlich, und erfüllte die bange Natur mit Angst und Grausen, sein Toben erschütterte Felsen, und die Erde seufzte unter den fürchterlichlauten Schlägen des Donners. Alles bebte, alles krachte, und es war, als wenn der feyerliche Tag des Gerichts erschien. — Ferdinand war mitten auf dem Felde, er sah sinnlos mit starrem Blick zur Erde, und stand Höllenangst aus. Er war ganz betäubt, jeder Schlag des Donners drang ihm in die Seele, und oft dünkt es ihn: als säh er den Geist seines erstochenen Gegners vor sich, der ihm drohte; dann wollt' er beten, aber er wagt' es nicht, seine Augen zum Himmel aufzuschlagen, und zitterte vor Furcht. — Endlich zertheilten sich die Wolken, das Gewitter verzog sich, und der Himmel klärte sich nach und nach wieder auf. Mit ihm ward auch Ferdinands Gemüth heiter, seine Furcht verschwand, und statt dieser kehrte die Frechheit wieder in sein Herz zurück. Er ritt

ganz

ganz vergnügt fort, und sagte unterwegs zu seinem Bedienten: beynah hätt' ich den Muth verloren, und wäre ein Betbruder geworden, indessen bin ich froh, daß ich so gut davon gekommen bin. Er nahm seinen Weg nach M.. wo er sich für sicher hielt, und gelangte nach einer Reise von acht Tagen hier an. Er erkundigte sich nach seinem Bruder, um sich von ihm, weil sein Geld ziemlich abgenommen hatte, einen Vorschuß thun zu lassen. Bey seinem ersten Besuch stellt' er sich außerordentlich freundlich gegen ihn, und da ihm Ludewig seine nahe Verbindung mit Louisen erzählte, wünschte er ihm Glück, und bat sichs aus, ihn seine Geliebte einmal sehen zu lassen. Ludewig versprachs ihm, und nahm ihn, als er zu ihr hinausfuhr, mit. Ferdinand stutzte mächtig, als er sie sah, eine so vollkommene Schönheit war ihm noch nie vorgekommen, er staunte sie an, und ihr Anblick entzuckte ihn, oder machte vielmehr alle seine Wollust rege. Sein Blick war immer auf ihr Gesicht geheftet, alle seine Leidenschaften waren in Aufruhr, und er schwur in dem Augenblick, entweder das Mädchen zu besitzen, oder sein Leben zu verlieren. Er war den ganzen Tag um sie her, und sagte ihr viel Schmeicheleyen vor, auf die sie aber gar nicht achtete, welches seinem Stolz ziemlich empfindlich war. Gegen Abend fuhr er und Ludewig wieder nach M., und sprach mit

Be-

Begeisterung von dem Fräulein. Zu Hause war sein einziger Gedanke, Louise; er machte tausend Entwürfe, sie seinem Bruder zu rauben, und seine wollüstigen Begierden zu stillen, aber keiner wollte ihm gefallen. Er ging voller Ungeduld im Zimmer auf und nieder, noch nichts hatte ihn so ausser Fassung gebracht, als Louise, und seine Leidenschaft verlangte die baldigste Befriedigung. Endlich fiel sein Entschluß dahin aus, sich in ihren Besitz zu setzen, wenn auch die ganze Welt dawider wäre, und er sein Leben darum verlieren sollte.

Den andern Tag ritt er gleich ganz allein zu ihr hinaus, und machte ihr ohne alle Umstände einen förmlichen Liebesantrag. Louise stutzte gewaltig über die Unverschämtheit und Niederträchtigkeit Ferdinands; sie stellte ihm die Pflichten gegen seinen Bruder vor Augen, und benahm ihm seine geringste Hofnung. Aber alles war umsonst, er blieb bey seinem Entschluß, sie zu besitzen, mahlte ihr die Heftigkeit seiner Liebe vor, und versicherte sie mit tausend Flüchen, daß er nie von ihr ablassen würde. Das Mädchen ward böse, und würdigte ihn nicht einmal einer Antwort, sondern ging weg, und ließ ihn allein. Voller Unwillen setzte er sich aufs Pferd und ritt fort. Unterwegs sann er hin und her, und beschloß, noch einmal sein Heil durch einen Brief zu versuchen, und

wenn

wenn das nicht ginge, den äussersten Versuch zu wagen. Den Morgen drauf schickte er ihr diesen Brief.

Ferdinand Valerno an Louisen.

Gestern, mein Fräulein, haben Sie mich durch Ihr Betragen ziemlich aufgebracht; Sie können aber die Stärke meiner Liebe daraus ersehn, daß ich Ihre Grobheit so ungeahndet hingehen lasse, da das sonst meine Sache eben nicht ist. Ob Sie mich unverschämt oder niederträchtig nennen, ist mir gleichgültig, nur von Ihnen geliebt will ich seyn, und erwarte deswegen die baldigste Antwort. Sie müssen vermuthlich keine gute Erziehung gehabt haben, weil Sie den großen Unterschied zwischen meinen und Ludewigs Verdiensten nicht einmal einsehn können. Wenn mir zwey Güter angeboten würden, so müßt' ich ein Narr seyn, wenn ich nicht das Beste von beyden wählen wollte. Aber das scheinen Sie gar nicht einzusehn; Sie sagen: Sie hätten meinem Bruder Treue geschworen, und wären verbunden, sie zu halten. Was das kindisch ist, sich an solche Kleinigkeit zu binden! wer wollte sich hierüber nicht wegsetzen, da es weiter nichts, als Vorurtheil der Schwachen ist. Nun ich wiederhohle noch einmal meine Bitte:

er-

erfreuen Sie mich bald mit einer gütigen Antwort, voller Liebe gegen mich, und leben Sie bis dahin wohl.

Louise an Ferdinand Valerno.

Ihr Brief hat mich in die größte Verwunderung gesetzt, Grobheit, Stolz und Niederträchtigkeit ist sein Hauptinhalt, und jedes Wort giebt Ihr schlechtes Herz zu erkennen. Wie können Sie so boshaft gegen Ihren eigenen Bruder denken, und ihm seine künftige Gattinn rauben wollen? und wie leichtsinnig sprechen Sie nicht vom Schwur der Treue? Sie sind wahrlich nicht würdig, daß Sie die Sonne bescheint. Von zwey Gütern, sagen Sie: müsse man das Beste wählen, und das werd' ich auch thun; Ihr Bruder wird mein Gemahl, und Sie haben sich auch nicht die geringste Hofnung auf meine Gegenliebe zu machen. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein so großer Bösewicht wären, der Tugend und Rechtschaffenheit für Kleinigkeiten ansieht, und Laster für Verdienste hält. Sie glauben besser, als Ludewig zu seyn, und sind nicht würdig, sein Bruder zu heissen. Möchten Sie doch einsehn, wie unendlich viel Ihnen noch fehlt, ehe Sie den Namen: Mensch, verdienen, möchten Sie doch bald zu der Tugend

und

und Religion zurückkehren, und sich für Gottes Strafen fürchten. Meine erste und letzte Bitte an Sie lassen Sie nicht unerfüllt; stehen Sie ab von Ihrem Vorhaben, hören Sie auf, Ihren Bruder und mich zu verfolgen, und bleiben Sie unser Freund. Leben Sie wohl.

Als Ferdinand diesen Brief gelesen hatte, fing er höhnisch an, zu lachen, und verbrannte ihn. Sein ganzer Stolz war beleidigt, daß Louise seinen Bruder ihm vorzog, seine Leidenschaft wurde nur durch die Widersetzung noch mehr gereizt, und er schwur, sie noch heute zu befriedigen. Er ritt sogleich zu ihr hinaus, ließ sein Pferd im Gasthof, überstieg durch Hülfe einer Leiter die Gartenmauer, und versteckte sich hinter einen Strauch. Louise ging, ihrer Gewohnheit nach, ganz allein nach Tische im Garten spatzieren; kaum sahe sie Ferdinand, so sprang er auf sie zu, warf sie zur Erde, und wollte sie mit Gewalt zu seinen viehischen Absichten zwingen. Sie erhub ein ängstliches Geschrey, Ferdinand hielt ihr den Mund zu, und sie hätte gewiß der Gewalt erliegen müssen, wenn nicht Ludewig noch zur rechten Zeit ihr Retter gewesen wäre. Er war eben auf dem Schloß angekommen, und als er hörte, daß sie im Garten wäre, ging er hinein, und fand seine Geliebte in dem abscheulichsten Zustand. Er sprang auf den

Böse-

Bösewicht zu, trat ihn mit Füssen, schlug so lange auf ihn los, bis er sich kaum noch rühren konnte, und warf ihn hernach zum Garten hinaus. Ferdinand setzte sich ganz zerprügelt aufs Pferd und ritt nach M. zurück. Wuth blitzte aus seinen Augen, er rief die ganze Hölle um Hülfe an. Er verfluchte Himmel und Erde, spie sich selbst an, und zerschlug sich wüthend sein Gesicht. Höllische Anschläge brütete er wider Ludewig und Louisen aus, und keiner schien ihm schrecklich genug, er flehte die Teufel um Rath an, und seine Seele kochte die fürchterlichste Rache. Er erkaufte sechs Bösewichter zu Gehülfen seines Vorhabens, und gebrauchte sie jetzt als Kundschafter. Einige Tage darauf erfuhr er: daß Ludewig und Louise nach R. reisen würden, um sich vor seinen ferneren Nachstellungen zu sichern, und dies schien ihm die beste Gelegenheit zur Befriedigung seiner Rache zu seyn. Ferdinand machte sich mit seinen Gehülfen auf den Weg, versteckte sich in einem Wald, wo die Straße nach R. durch ging, und erwartete mit Ungeduld ihre Ankunft. Endlich sah er sie von ferne gefahren kommen, und bereitete sich zum Angriff. Als sie näher kamen, sprang er mit seinen Banditen hervor, und schoß den Kutscher vom Sitz herab. Drauf ließ er seinen Bruder fest halten, schändete Louisen vor seinen Augen, warf ihn hernach zur Erde, und setzte ihm den Degen auf die Brust.

Lude-

pag. 108.

Gottlob del. Isebe fc.

Universitäts-Bibliothek
Halle

Ludewig bat ihn um sein Leben: „Unter keiner andern Bedingung, sagte Ferdinand: als wenn Du Gott, Seligkeit und Religion verfluchst.„ In der Todesangst thats Ludewig, drauf stieß ihm Ferdinand den Degen durchs Herz, und brüllte für Freuden über die vollendete Rache. Er trat den blutigen Leichnam seines Bruders mit Füssen, und rief: „Ha! wie so schön ist meine Rache! hier sein Leib unglücklich, und dort seine Seele auf ewig verdammt, könnt' ich ihr doch nachfolgen in die Hölle, und sie Jahrtausende ängstigen.„ Er spie Louisen, die er für todt hielt, ins Gesicht, trennte sich von den übrigen Bösewichtern, und ritt ganz allein fort.

Louise hatte bis jetzt in einer tiefen Ohnmacht gelegen, nach einer halben Stunde kam sie wieder zu sich selbst, und sahe mit schüchternem Blick um sich her. Als sie den Leichnam ihres Geliebten erblickte, stützte sie sich über ihn her, küßte seine blassen Wangen, und sog ihm das Blut aus seinen Wunden. Dann sprang sie in dem heftigsten Anfall von Raserey auf, zerrauste sich wüthend die Haare, zerfleischte sich ihr Gesicht, und ihr Angstgeheul erfüllte die stille Gegend mit Schauer. Nach einigen Minuten ward ihr Schmerz wieder ruhiger. Sie knieete vor dem Leichnam ihres Geliebten nieder, reckte ihre Hände mit stummen, thränenlosen Blick zum Himmel auf, und rief: „O, Du

mein

meiu Gott! mein Vater! erbarme Dich Deines verlornen Geschöpfes! — Sieh, ich bin nun nicht mehr Dein unschuldiges Kind, ein Bösewicht hat mich geschändet, hat mir meine Unschuld, meinen Geliebten geraubt! nimm mich zu Dir in den Himmel, räche mich — und strafe den Verruchten. — Gott! Jesus Maria, Vergebung — Erbarmen!„ — — Sie senkte ihr Haupt auf ihren Busen nieder, vergoß einige Thränen, sank zitternd auf den Leichnam hin und starb. —

Ferdinand ritt indeß gutes Muths fort, und freute sich über den glücklichen Ausgang seiner Rache; aber die Strafe Gottes folgte ihm auf dem Fuß nach, und war ihm nahe. Der Bediente Ludewigs hatte sich zu Anfang des Vorfalls unvermerkt davon geschlichen, lief eiligst nach R. und entdeckte die ganze Sache. Die Gerichten kamen in den Wald, und fanden die erblichenen Körper. Sogleich setzte man dem Thäter nach, hohlte ihn ein, und brachte ihn nach einigen Tagen glücklich nach R. Ferdinand wurde in das tiefste Gefängniß geworfen, er brüllte und fluchte fast beständig, und es war, als wenn Satan hier in Ketten läge. Es ward Verhör über ihn gehalten, er konnte die That nicht leugnen, und nach vier Wochen kam seine Sentenz vom Hofe: Er sollte, nachdem ihm die Hände abgehauen wären, verbrannt werden. Während, daß man sie ihm vorlas, heulte er fürchterlich,

ver-

verdrehte die Augen im Kopf, und tobte so schrecklich umher, daß vier starke Leute kaum vermögend waren, ihn zu halten. Man ließ ihm noch sechs Tage Zeit zur Bekehrung; die Geistlichen kamen, ihn zu besuchen, er warf sie aber zum Gefängniß hinaus. Fort, rief er: ihr Hunde! ich verfluche das Beten, die Hölle wird meine Seele, trotz euch, verschlingen, ich habe nichts als ewige Verdammung zu erwarten und wünsche nur, daß ihr und die ganze Welt mit mir zugleich verdammt würdet. So blieb er in der größten Verstockung, und jeder Mensch hörte ihn mit Abscheu und Grausen reden. —

Der alte Valerno hatte indessen zu Anfang der Gefangenschaft Ferdinands gehört: daß sein Sohn zu R. säße, aber die Ursach erfuhr er nicht. Da der Fall schon oft gewesen war, so frug er auch weiter nichts darnach, sondern reisete einige Zeit darauf ab, um ihn wieder los zu machen, und war jetzt schon nicht weit mehr von R. entfernt. Den andern Tag gegen 10 Uhr des Morgens sah er die Stadt schon in der Entfernung liegen, und entdeckte, als er näher herankam, ein großes Getümmel von Menschen. Er gelangte bald dahin, und erfuhr: daß ein Verbrecher sollte hingerichtet werden. Er beschloß, es mit anzusehn, drängte sich durch die Menge Volks hindurch, und stellte sich in den geschlossenen Kreis. Aber, Gott!

wie

wie erschrack er, als er seinen Sohn geschlossen hereinführen sah, er stand, wie vom Donner gerührt, alle seine Glieder zitterten an ihm, und er that einen lauten Schrey. Ferdinand sah sich um, und erblickte seinen Vater. Wie der Blitz so schnell, sprang er auf ihn zu, packte ihn in die Kehle, und schrie mit wüthender Stimme: „Ha, alter Hund! wie wohl ist mir, daß ich Dich noch vor meinem verfluchten Ende erwürgen kann. Du bist die Ursache von meinen Schandthaten, und von meinem schrecklichen Tode; hättest Du mich in meiner Jugend besser erzogen, so wär' ich nicht der verruchte Bösewicht geworden, der ich bin. Verflucht sey Deine Seele auf ewig, und meiner Mutter Lohn sey die Hölle. — Man mußte ihn mit Gewalt von seinem Vater losreißen, den er durchaus erwürgen wollte. Bey der Hinrichtung brüllte er entsetzlich, lästerte Gott und die Religion, und sein letzter Laut war ein Fluch. Allen Anwesenden kam Schreck und Grausen an, sie staunten sich an, und waren ausser sich vor Verwunderung. Den alten Valerno hatte man indessen für todt weggebracht, und nach wenigen Stunden starb er auch, und ging der Strafe Gottes für seine schlechte Erziehung entgegen.

Wilhelm Wington
und
Fanny Sidley.

Eine englische Geschichte.

Karl Bridges war der einzige Sohn eines reichen Lord in England. Er genoß unter der Aufsicht eines Hofmeisters die beste Erziehung, die seinem Stand und seinen glänzenden Fähigkeiten gemäß war. Sein Vater konnte sich seiner Geschäfte wegen wenig um die Bildung des jungen Bridges bekümmern und überließ es blos seiner Gemahlinn und dem Hofmeister, die auch ihre Pflicht mit aller Sorgfalt erfüllten. Seine Mutter flößte ihm die sanftesten Empfindungen ein, und lenkte sein Herz frühzeitig zur Tugend und Rechtschaffenheit. Der Hofmeister aber wandte alles an, was zur Erweiterung seines Verstandes und seiner gelehrten Kennt-

nisse nöthig war. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde ihm seine Mutter durch einen plötzlichen Tod entrissen. Er beweinte lange ihren Verlust, und das Andenken an sie und ihre Lehren blieb ihm ewig heilig. Sein Vater hingegen, der ein Mann von schlechtem Charakter war, schien mit ihrem Tode nur gar zu wohl zufrieden zu seyn, und es ließ sich vermuthen, daß er mit einer zweyten Heyrath nicht lange mehr zögern würde. Dem jungen Bridges war jetzt ganz London verhaßt, er hielt bey seinem Vater an, die Universität zu Oxfort beziehn zu dürfen, welches dieser ihm auch gern bewilligte. Kurze Zeit darauf ging er mit seinem Hofmeister dahin, und setzte sein Studiren mit dem vorigen Eifer fort. Sein gutes, bescheidenes Betragen, und seine vortrefliche Denkungsart verschaften ihm bald die Bekanntschaft mit einigen würdigen Familien in der Stadt, durch deren Umgang er sich immer mehr ausbildete.

Nach einiger Zeit schrieb ihm sein Vater: daß er sich mit einer jungen, schönen Wittwe verheyrathet, und ihm dadurch wieder zu einer Mutter verholfen hätte, die ihm, nach seinem Gutdünken, den Verlust der vorigen ganz ersetzte. Dem Jüngling war diese Nachricht ein Donnerschlag; er wußte, wie leicht sein Vater

zu

zu lenken war, und sahe wohl ein, daß diese Heyrath traurige Folgen für ihn haben könnte. Doch schlug er's sich wieder aus dem Sinn, und seine vorige Munterkeit kehrte wieder zurück. Seine noch übrigen akademischen Jahre wandte er mit dem gehörigen Nutzen an, und ging nach Endigung derselben auf Reisen. Hier erweiterte er seine Kenntnisse noch mehr, und als ein geschickter und edler junger Mann kehrte er wieder nach London zu seinem Vater zurück.

Dieser empfing ihn nach seiner Art ziemlich freundlich, seine Mutter hingegen begegnete ihm sehr stolz, und schien über seine Ankunft nicht sonderlich erfreut zu seyn. Sie hatte einen kleinen Sohn, den sie beynah' vergötterte, und mit dem sie ihre meiste Zeit vertändelte. Bridges war ihr ein Dorn im Auge, als der älteste Sohn der Familie, fiel Würde, Vermögen und alles an ihn zurück, und an seiner Stelle wünschte sie gern ihren Sohn zu sehen. Sie beschloß daher seinen Untergang, um das Glück ihres Lieblings zu befördern, und machte von weiten schon alle Anstalten dazu. Sie machte ihn bey dem alten Lord verhaßt, und hinterbrachte ihm viel liederliche Streiche von ihm, die er nie begangen hatte. Sie wußte dem Alten ihre Lügen mit aller weiblichen List und Verschlagenheit so wahrscheinlich vorzu-

vorzustellen, daß er ohne Bedenken ihren Worten Glauben beymaß, und schon anfing, seinen Sohn mit Abscheu anzusehn. Das trieb sie so einige Zeit hindurch, alsdann däucht' es ihr, nöthig zu seyn, das letzte zu wagen, wodurch ihr Sohn glücklich, und Bridges unglücklich gemacht werden sollte.

Sie erkaufte einige Bösewichter, die sie in allem unterrichtete, was zu ihrem Anschlag erforderlich war, sie selbst aber übernahm die Hauptrolle bey der Sache. Einige Tage hindurch stellte sie sich merklich traurig, seufzete zuweilen, und gab alle Zeichen eines tiefen Kummers von sich. Der alte Lord merkte dies bald, und da er einst mit ihr allein war, fragte er sie um die Ursache ihrer Betrübniß. Sie vergoß einige Thränen, und schwieg; da er aber nicht abließ, sie zu bitten, so sagte sie: wer würde da nicht traurig seyn, wenn man sein Liebstes auf der Welt verlieren sollte! — Dies fiel dem Alten mächtig auf, er drang weiter in sie, und nun erzählte sie ihm: daß sein Sohn, um sich seines Vermögens zu bemächtigen, einen Anschlag auf sein Leben gemacht hätte. Einige Leute, die er schon zu seinem abscheulichen Vorhaben erkauft habe, hätten es ihr verrathen, und sie würden es ihm, wenn ers verlangte, selbst versichern.

Der

Der Lord verstummte vor Verwunderung, und da er Verlangen bezeigte, die Leute zu sprechen, so ging das verrätherische Weib hinaus, und kam in kurzer Zeit mit ihren beyden erkauften Gehülfen wieder zurück, die ihre Aussage in allem aufs genauste bestätigten. Der Lord athmete nichts, als Rache, er verfluchte seinen Sohn, und schwur bey Himmel und Hölle, ihn auf ewig zu verstoßen, und ihn nie wieder als sein Kind zu erkennen. Er ließ ihn vor sich kommen, stellte ihm sein Verbrechen mit den nachdrücklichsten Worten vor, und machte ihm seine Enterbung bekannt.

Bridges stand wie versteinert da, er hatte nie an ein solches Verbrechen gedacht, und die Beschuldigung eines so abscheulichen Vorhabens, drang ihm wie ein giftiger Dolch in die Seele. Er berief sich mit der unbefangensten Freymüthigkeit auf seine Unschuld und sein gutes Gewissen, bat, flehte und beschwor seinen Vater, die Sache genauer zu untersuchen. Aber alles war vergebens; der Lord glaubte von seinem Verbrechen zu gewiß überzeugt zu seyn, und alles Flehen war bey ihm ohne Wirkung. Er gab ihm den Bescheid, sich in vier und zwanzig Stunden aus London zu packen, oder zu befürchten, als ein Vatermörder festgesetzt zu werden. Bridges war wie vor den Kopf geschlagen, er wußte in

der

der ersten Bestürzung nicht, wozu er sich entschließen sollte, und seine Sinne waren so in Verwirrung, daß er keiner Ueberlegung fähig war. Als er wieder etwas zu sich selbst kam, schrieb er einen sehr beweglichen Brief an seinen Vater, stellte ihm seine Unschuld noch einmal recht lebhaft vor Augen, und bat um Aufhebung seines Vorsatzes. Der Lord ließ ihm aber wieder zurücksagen: daß er um die gesetzte Zeit London verlassen möchte, und ihm nie wieder vor Augen kommen, oder seine Rache fürchten sollte. Bridges ward über diese Antwort ganz betäubt, er hatte den besten Erfolg von seinem Briefe gehofft, und nun fand er gerade das Gegentheil. Er vermuthete gleich, daß kein anderer ihm sein Unglück zubereitet hätte, als seine Stiefmutter, und da er wohl einsah, daß sie seinen Untergang, wenn er sich widersetzte, gänzlich befördern würde, so entschloß er sich endlich, London zu verlassen. Einige Stunden darauf reisete er in aller Stille ab, und begab sich nach Hannover, wo er bey einem Feldregiment Dienste nahm. Hier veränderte er seinen Namen, und lebte ganz unbekannt und eingezogen für sich allein. Seine Pflicht erfüllte er mit der größten Genauigkeit, und durch seine Rechtschaffenheit und gute Aufführung erwarb er sich bald die Liebe und Hochachtung seiner Vorgesetzten

setzten und Untergebenen. Beständig war er traurig und tiefsinnig; der Schmerz, als ein Verbrecher von seinem Vaterlande entfernt zu leben, überfiel ihn oft mit seiner ganzen Last, und nagte mit mörderischer Wuth an seinem Leben. Er floh alle menschliche Gesellschaft, und nie war er vergnügter, als wenn er ganz für sich allein seinem Schicksale nachdenken konnte. Arme und Dürftige unterstützte er nach seinem Vermögen, und kein Nothleidender ging ungetröstet von ihm weg.

So waren ihm schon drey Jahre verflossen, in welcher Zeit er sich bis zu der Stelle eines Lieutenants geschwungen hatte, und einige Jahre darauf ward er Hauptmann. Um diese Zeit erhielt er die Nachricht aus London: daß sein Vater gestorben wäre, und seine Gemahlinn und ihren Sohn zu Erben eingesetzt habe. Dies war für seine Standhaftigkeit die härteste Probe; er versank in die tiefste Schwermuth, und nichts war vermögend, ihn davon zu befreyen. Der Gedanke, daß sein Vater, ohne vorher von seiner Unschuld überzeugt zu werden, gestorben war, marterte ihn ganze Tage und Nächte, und war ihm ganz unerträglich. Gewiß würd' er, nach Art seiner meisten Landsleute, seine Zuflucht zum Selbstmord genommen haben, wenn

ihn

ihn nicht Religion und bessere Grundsätze davon abgehalten hätten. In der Blüthe seiner Jugend hatte sie ihn seine Mutter gelehrt, und sie waren ihm heilig. Sein fester Vorsatz blieb, sein Unglück mit so vieler Gelassenheit, als ihm möglich war, zu ertragen, und das Ende seiner Leiden mit Standhaftigkeit und Geduld abzuwarten. In dieser Lage blieb er noch ein ganzes Jahr, und gab schon alle Hofnung auf eine bessere völlig auf, als ihn ein unvermutheter Brief von einem seiner Anverwandten aus London auf einmal von seiner Schwermuth befreyte. Der Brief war folgender:

Lieber Bridges!

Ich bin stolz darauf, daß ich Ihnen eine Nachricht ertheilen kann, die Ihnen gewiß wichtig und erfreulich seyn wird. Eine Nachricht, die Sie vor der ganzen Welt rechtfertiget, und von der Schande eines Verbrechens befreyt, welches man Ihnen Schuld gab; welches für jeden edlen Britten bitterer und quaalvoller, als der Tod selbst, seyn muß. Ihre Stiefmutter, die Feindinn Ihrer Ruhe und Glückseligkeit, ist gestorben, und ihr Tod hat Ihre Unschuld an den Tag gebracht. Die martervollste Krankheit, die

allen

allen Aerzten ein Räthsel war, tödtete sie, und die heftigen Quaalen, die sie litt, brachten sie zur Reue und zum Bekenntniß ihrer begangenen Bosheit. In Gegenwart ihres Beichtvaters und einiger Gerichtspersonen bekannte sie: daß Sie unschuldig wären, und daß die ganze Sache blos eine Erfindung von ihr gewesen sey, aus denen Ursachen, die Ihnen hinlänglich bekannt seyn werden. — Ihre Aussage ward niedergeschrieben, und wenige Stunden darauf starb sie. Sie sind also jetzt in den Augen der Welt wieder gerechtfertigt, und können sich, so bald es Ihnen möglich ist, in London einfinden, und von Ihrem Vermögen Besitz nehmen. Jeder Ihrer wahren Freunde, unter denen ich mich auch zähle, freut sich schon auf Ihre Ankunft; wir alle nehmen den wärmsten Antheil an Ihrem Glück, und wünschen sehnlichst, Sie wieder bey uns zu sehn. Lassen Sie also meine Bitte Statt finden, und eilen Sie aufs baldigste in die Arme Ihres Freundes. Leben Sie wohl.

Bridges war über diesen Brief fast ausser sich vor Freuden, sein Gemüth, das bisher immer unter dem Joch einer düstern Traurigkeit

geseufzt

geseufzt hatte, wurde jetzt zum erstenmal wieder heiter, und Ruhe und Munterkeit kehrten ihm wieder zurück. Er nahm sogleich bey dem Regiment Urlaub, und reisete aufs schleunigste nach London, wo er von seinen Freunden und Bekannten mit allen Freudensbezeugungen empfangen wurde. Als er sein Vermögen, das ziemlich ansehnlich war, in Besitz genommen hatte, nahm er von dem Regiment in Hannover den Abschied, und bezog eins seiner Landgüter, wo er sich in dem Schooß der Natur für alle ausgestandenen Leiden erquickte. Seinem Stiefbruder ward ein Vormund gesetzt, und Bridges beschenkte ihn so, daß er nie Ursach hatte, sich über ihn zu beklagen. Jetzt überließ er sich nun der Ruhe und Zufriedenheit des Landlebens; war dabey kein Müßiggänger, sondern sein ganzes Bestreben ging dahin, ein würdiges Mitglied des Staats zu seyn, und um sich her so viel Gutes zu stiften, als seine Kräfte vermochten.

Mit den benachbarten Edelleuten unterhielt er eine beständige Freundschaft; bald waren sie bey ihm, bald er bey ihnen, und so brachte er seine müssigen Stunden auf die angenehmste Art hin. Einer von seinen nächsten Nachbaren war der Lord Bridley, mit dem er

in

in der wärmsten Vertraulichkeit lebte. Er war ein Mann von edlem Ansehn, dem die Rechtschaffenheit und Redlichkeit in allen seinen Gesichtszügen abgedruckt war. Seine Gemahlinn und einzige Tochter, die durch ihre Schönheit jeden der sie sah, bezauberte, dachten eben so vortreflich und edel wie er, und waren ganz seiner würdig. Bridges war fast täglich bey dieser kleinen Familie, er schien ohne sie gar nicht leben zu können, und war den ganzen Tag über verdrüßlich, wenn ihm das Wetter oder andere Umstände nicht erlaubten, dort zu seyn. Der stärkste Grund von seinen so häufigen Besuchen bey dem Lord war wohl vorzüglich dessen Tochter Emilie; gleich bey dem ersten Anblick riß ihn ihre zauberische Schönheit ganz zu ihr hin, und es war ihm unmöglich, ihrer Macht zu widerstehn. Je öfter er sie sah, je heftiger ward auch seine Liebe zu ihr, die aus allen seinen Blicken sprach, und durch jedes Wort, durch jeden Blick des Mädchens noch vermehrt wurde. Sie war schlank und majestätisch gewachsen; ihr Gesicht war das Gesicht eines Engels, sanft und offen, und in ihren blauen, schmachtenden Augen schwamm ganz ihre edle Seele. Sie zu sehn und nicht zu lieben, war eben so unmöglich, als die Anzahl der Sterne zu bestimmen. Durch die öftern Besuche, die

Brid-

Bridges bey dem Lord ablegte, wurden er und Emilie bald mit einander bekannter, und hatten oft Gelegenheit, allein zu seyn, wo sie sich ihre Gesinnungen wechselseitig zu erkennen gaben, und beyde wußtens schon gewiß: daß sie für einander geschaffen wären, und sich liebten.

Einst saßen sie beym Mondenschein in einer kühlen Gartenlaube beysammen; die stille Einsamkeit und der schöne Abend machten sie vertraulich. Sie erzählten einander viel, Bridges hatte Emilien im Arm, und küßte sie zuweilen; nach einer kleinen Weile sagte sie: „Was der Abend doch so schön ist! mir ist so wohl, wie mir seit langer Zeit nicht gewesen ist. Ist Ihnen auch so, lieber Bridges?„ — „Ach! sagte er: meine Wonne ist unbeschreiblich; und noch stärker würde sie seyn, wenn ich gewiß wüßte, daß Sie mich liebten.„ Sie schlug die Augen nieder und schwieg. Bridges fiel ihr um den Hals und rief: „Sind Sie mein liebes Mädchen?„ — „Ja, auf ewig will ichs seyn, sagte sie: und nun küßten sie sich, und waren unzertrennlich mit einander verbunden. Seit diesem Abend brachten unsre Liebenden fast jeden Tag beysammen zu, und genossen alle die Freuden, die die Liebe

ihnen

ihnen darreichte. Bridges hielt bey dem Lord um Emilien an, und er und seine Gemahlinn gaben ihm mit Freuden ihre Einwilligung. Sie wurden bey seinem Antrag inniglich gerührt, mit Thränen umarmte ihn der Lord, und sagte: „Sie sollen mein Sohn seyn; all' die Liebe, die ein Vater seinem Kinde erzeigt, will ich Ihnen erzeigen, und Gottes Seegen über Sie und meine Tochter vom Himmel herabflehen. Bridges fühlte im Innern die Worte des Alten, sie preßten ihm häufige Thränen aus den Augen, und mit Wehmuth dankte er ihm für seine Güte. Der Lord erzählte ihm: daß er einen Sohn gehabt hätte, der aber vor langen Jahren heimlich davon gegangen wäre, ohne daß er die geringste Nachricht von ihm erhalten hätte, und dies, setzte er hinzu, machte ihm manchen Kummer. Aber desto lieber wär's ihm, daß ihm Gott in ihm einen Sohn wiederschenkte, der ihn für den Verlust des Vorigen schadlos halten könnte.

Nun machte man alle Zubereitungen zur Hochzeit, die auch nach einigen Wochen glücklich vollzogen ward. Bridges lebte also auf seinen Gütern mit seiner lieben Emilie, wie ein Gott vergnügt; er genoß in ihrem Umgange unbeschreibliche Freuden, und sie war ihm

alles,

alles; war ihm theurer, als sein Leben. So war den beyden glücklichen Eheleuten schon ein ganzes Jahr verflossen, und sie liebten sich noch mit eben der Wärme, als zuvor.

Einst, da Bridges eben auf der Jagd war, trat ein Fremder bey Emilien ins Zimmer, fiel ihr voller ungestümer Freude um den Hals, und überschüttete sie mit seinen Küssen. Sie erschrack heftig; als sie ihm aber ins Gesicht sah, erkannte sie in ihm ihren verlornen Bruder, und ihre Verwunderung und Freude war unaussprechlich. Sie umarmte ihn mit aller schwesterlichen Liebe, nannte ihn ihren lieben Bruder, und Beyde waren ausser sich vor herzlicher Freude. Er erzählte ihr: daß er aus Amerika zurückkäme, wo er sich bisher aufgehalten habe. In London hätte er ihre Heyrath und ihren jetzigen Aufenthalt erfahren, und wäre deshalb erst zu ihr gekommen, damit seine Eltern auf seine Ankunft gehörig könnten vorbereitet werden. Emilie erbot sich, dies zu übernehmen, und beschloß, ihrem Gemahl von ihres Bruders Ankunft nichts zu sagen, sondern ihn mit ihren Eltern zugleich zu überraschen. Noch eine Stunde blieben sie beysammen und dann ging der junge Bridley wieder nach dem Gasthof, wo er sich so lange aufhalten sollte.

Den

Den andern Tag gegen vier Uhr des Abends ging Bridges seiner Gewohnheit nach zu dem Prediger im Dorfe, wo er sich durch eine gute Unterredung die Zeit vertrieb. Dies nahm Emilie wahr, und ließ ihren Bruder zu sich holen, um noch mit ihm eins und das andere abzureden. Als es anfing, dunkel zu werden, nahm er seinen Abschied; sie begleitete ihn bis an die Thür, wo er sie noch einmal küßte und fortging. Bridges war indeß vor einer Stunde schon nach Hause gekommen, und erfuhr von einem seiner Bedienten, daß seine Gemahlinn einen jungen Menschen bey sich habe, und es ihm aufs strengste verboten hätte, ihm nichts davon zu sagen. Er erblaßte bey dieser Nachricht, und da er von Natur ausserordentlich eifersüchtig war, so ward er heftig hierdurch erschüttert. Er verbot dem Bedienten: keinem zu sagen, daß er gegenwärtig wäre, und um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, versteckte er sich an einem Ort, wo er gar nicht bemerkt wurde, von dem er aber alles übersehn konnte, was vorging. Hier sah er also Emiliens Bruder sie küssen und weggehn. Dies war genug, um seine Eifersucht aufs höchste zu spannen, er beschuldigte seine Gemahlinn offenbarer Untreue bey sich selbst, fluchte dem ganzen weiblichen Geschlecht, und seine Wuth war un-

beschreiblich. Doch ließ er sich gegen Emilien den ganzen Abend nichts merken, und legte sich unter dem Vorwand, daß ihm nicht wohl wäre, frühzeitig zu Bette. Aber kein Schlaf kam in seine Augen; tausenderley Gedanken zermarterten ihn, seine Eifersucht stellte ihm bald dies, bald jenes vor, und ängstigte ihn die ganze Nacht hindurch. Zuweilen dachte er bey sich selbst; vielleicht thust du Emilien Unrecht! sie denkt zu redlich gegen dich, sie kann dir unmöglich untreu seyn! Aber, dachte er ferner: das weibliche Geschlecht ist leichtsinnig und veränderlich, wie leicht kann sie ein Bösewicht verführt haben! und sie hintergeht dich nun. Das letztere behielt vermöge seiner Eifersucht, beständig die Oberhand, und so quälte er sich die ganze Nacht hindurch.

Den andern Tag gegen Mittag sagte er zu Emilien: daß er auf die Jagd reiten würde. Er ritt auch wirklich fort; kam aber in einer halben Stunde unvermerkt wieder zurück und versteckte sich in die Kammer, die an Emiliens Zimmer stieß; wo man durch einige Spaltungen in der Thür alles sehen konnte, was in demselben vorging. Bald darauf kam der junge Bridley, und wurde von seiner Schwester aufs Beste empfangen. Bridges biß sich vor Wuth

fast

fast die Zunge ab, und hielt nun die Untreue seiner Gemahlinn für gewiß genug. Alle Augenblicke wollte er zu ihr hineinspringen, und ihren vermeinten Verführer erstechen, aber die wenige Vernunft, die ihm jetzt noch übrig war, hielt ihn zurück. Kurz darauf sah er Emilien ihren Bruder küssen, dies verjagte alle Vernunft aus seiner Seele, und seine Eifersucht und Wuth erhielt den höchsten Grad von Ueberspannung. Mit wildem Blick ergriff er ein Paar geladene Pistolen, die an der Wand hingen, sprengte wie der Blitz ins Zimmer, und schoß sie beyde zugleich los. Seine Gemahlinn und ihr Bruder sanken todt zur Erde nieder, und ihr unschuldig vergossenes Blut spritzte ihrem wüthenden Mörder ins Gesicht. Bridges sahe die blutigen Leichname mit Entsetzen, und schon fing ihn an seine That zu reuen. — Nach einigen Augenblicken schlug Emilie die Augen auf. „Gott! sagte sie: Du — mein und meines Bruders Mörder? — Du mein Gemahl?„ — Sie schloß die Augen zu, und sank in ihre Todesohnmacht zurück.

Bridges stand da, wie ein Verurtheilter, das Wort: Bruder, war ihm wie ein Donnerschlag in die Seele gefahren, ihn ahndete was, und tausend höllische Martern bestürmten seine

Seele auf die entsetzlichste Art. Nach einer Viertelstunde kam Emilie wieder zu sich selbst, ihr sterbendes Auge blickte mitleidig auf ihren Gemahl hin, der mit tiefem starren Blick zur Erde sah. Sie erzählte ihm die ganze Sache, und die Absicht, warum sie ihm die Ankunft ihres Bruders verschwiegen hätte. „Ach! sagte sie; warum liessest Du Dich so verblenden? Du glaubtest Deinen Nebenbuhler zu tödten, und nahmst mir und meinem Bruder das Leben! Wehe Dir, Grausamer! meine Eltern werden Dir fluchen, daß Du ihnen ihre Kinder getödtet hast! — Werden Gott um Rache wider Dich anflehn, und ihre Seufzer und Thränen Dich verfolgen und ängstigen. — Sieh, da liegt mein Bruder in seinem Blute von Dir ermordet! auch er wird Dich verklagen vor dem Thron Gottes. — Aber nein! — Thu's nicht Bruder! — thuts nicht Eltern! — Er war Mensch, vergebt ihm, ich will's auch thun! — Laßt uns für ihn beten, daß ihm Gott vergeben möge. — Sie reichte ihm kraftlos die Hand, leb wohl, sagte sie mit gebrochner Stimme, ich vergebe Dir alles, — leb wohl, im Himmel sehn wir uns wieder. „ — — Sie zog ihre Hand langsam zurück, sah ihn noch einmal starr an, und starb. —

Bridges hatte bisher wie eine leblose Bildsäule gestanden, aber jetzt kam er wieder aus seinem Taumel zurück. Er stürzte sinnlos über Emiliens blutigen Leichnam her, deckte ihre todtenblasse Wangen mit unzählichen Küssen, und wusch sie mit reuevollen Thränen. Plötzlich sprang er auf, rannte wüthend mit dem Kopf gegen die Wand, und zerrang mit kläglichem, schauervollen Geheul seine Hände. Dann kniete er nieder, und betete laut und brünstig zu Gott, daß er ihm vergeben möchte. „Ach! rief er: erbarme Dich meiner und vergieb mir mein Verbrechen! — Aber ich bin Deiner Gnade nicht würdig, und lebe nur zur Schande der Menschheit. — Ewig verflucht sey meine Eifersucht, die mich zum Verbrecher machte. — Er ging einige Minuten tiefsinnig und stumm im Zimmer umher, küßte drauf die beyden Erblichenen noch einmal und verließ das Schloß, um den Händen der Gerechtigkeit zu entgehen, und nicht auf dem Schaffot zu sterben.

In der freyen Luft auf dem Felde ward ihm etwas leichter, und es stieg ein heftiges Sehnen bey ihm auf, seiner Gemahlinn im Tode zu folgen. Als er einige Stunden gegangen war, und die Sonne allbereits unterging, kam er an einen kleinen Fluß, der ihm zu seinem

nem Zweck sehr bequem schien. Noch eine Viertelstunde wandte er zum Gebet an. Während dessen umzog sich der ganze Himmel, überall herrschte eine öde, schauervolle Stille, und fernher hörte man schon das Murmeln des Donners. Als sich Bridges eben ins Wasser stürzen wollte, brach das Gewitter los und schmetterte dicht vor ihm nieder. Erschrocken fuhr er zurück, und verabscheute auf einmal sein Unternehmen. Ich will meine Verbrechen nicht noch vermehren, dachte er bey sich selbst, da sie leider schon groß genug sind, und nun bat er Gott im Herzen wieder ab. Das Gewitter ward immer heftiger, ein Schlag folgte dem andern, die Blitze durchzischten die Lüfte und erleuchteten die ganze dunkle Gegend. Das Heulen des Sturmwindes erfüllte die bange Natur mit Schrecken und Angst, und machte sie beben. Was Bridges litt, was seine Seele für Quaalen ausstand, ist unbeschreiblich. Ihn dünkte: als wenn er Gottes Stimme hörte, die ihm drohte. Tausend bleiche Schreckenbilder schwebten ihm vor Augen, von welchen jedes ihn an seine That, an seine Emilie und an seinen letzten Entschluß erinnerte. Er sank auf seine Kniee nieder, verhüllte das Gesicht in seine Hände, und mit Gott geweihten, reuigen Thränen, betete er mit solcher Andacht und Inbrunst, wie

er

er noch nie hatte beten können. Nach und nach verzog sich das Gewitter, der Himmel ward wieder hell, und eine kühle, sanfte Abendluft wehte wonniglich über die ruhigen Gefilde her. Bridges stand von der Erde wieder auf und setzte seinen Weg mit etwas beruhigterm Sinn, als zuvor, fort.

Als er noch etwas gegangen war, entdeckte er in der Entfernung eine kleine Hütte, wo er zu übernachten beschloß. Er verdoppelte seine Schritte, daß er sie in kurzem erreichte. Auf sein Anklopfen kam ein bejahrter Mann heraus, Bridges fragte ihn, ob er nicht die Nacht über bey ihm bleiben könnte? „O ja, sagte der Alte, warum nicht?„ Er ging mit ihm in die Stube, wo seine Frau, die auch schon ziemlich alt schien, bey dem Schein einer düstern Nachtlampe saß und strickte. Sie setzten ihrem Gast Butter, Brodt und etwas Käse vor, das einzige, was sie hatten, wovon Bridges aber nicht viel genoß. Er sahe ganz still und tiefsinnig vor sich nieder, und sprach kein Wort. Die beyden alten Leute sahen ihn einigemal bedenklich an, und hätten ihn gern gefragt, was ihm fehle, aber sie wagtens nicht. Endlich konnte die Frau nicht länger an sich halten, „der Herr, sagte sie, ist wohl des Gehens nicht ge-

gewohnt, und davon übel geworden?„ „Ach! antwortete Bridges: meine liebe Frau, ich habe heute mehr, weit mehr gethan, als gegangen:„ und hierbey stürzte ihm ein Strom von Thränen aus den Augen. Er ließ sein Haupt auf den Busen herabsinken, sahe stumm und stier vor sich hin, und in dieser Stellung blieb er eine ganze Weile sitzen. Die Alten falteten die Hände, seufzeten und sahen bald sich, bald ihn voller Verwunderung an. Auf einmal sprang er auf, blickte wild um sich her und fragte: ob sie kein Bette für ihn hätten. Sie wiesen ihm das ihrige an, wo er sich hineinlegte, sie aber machten sich ein Strohlager zurecht.

Bridges hatte die ganze Nacht hindurch fürchterliche Träume, oft fuhr er ängstlich auf, tappte im Schlaf um sich her, als wenn er Emilien suchte, und nannte kläglich ihren Namen. Als er des Morgens früh erwachte und seinen ganzen elenden Zustand bedachte, fing er wieder heftig an, zu weinen. Er kleidete sich an, nahm noch einige Bissen Brodt zu sich, und nachdem er seine ehrlichen Wirthsleute beschenkt hatte, verließ er sie. Er ging gerades Wegs fort, ohne zu wissen, wohin. Alles war ihm traurig und öde, die Gesänge der Vögel waren ihm Grablieder, und die ganze aufwachende

chende Natur hatte keinen Reiz für seinen düstern, melancholischen Blick. Schwermuthsvoll und tiefsinnig ging er einher, und sahe so blaß, wie der Tod aus. Oft verlor er sich so sehr in seinen Gedanken, daß er gerade in einen Graben hineinlief, der etwa am Wege war, und fuhr dann wie aus einem Traum auf. Den ganzen Tag ging er in einem fort, ohne sich auszuruhen; gegen Abend kam er in einen Wald, der ganz mit seiner Lage simpathisirte. Das heilige, melancholische Dunkel des Waldes und die ruhige, schauervolle Stille, die hier überall herrschte, war ganz für die Traurigkeit seiner Seele. Er setzte sich unter einem Baum nieder; „Hier, sagte er: will ich den Rest meines leidenvollen Lebens beschließen, täglich will ich vor Gott im Staube niederknieen, so lange weinen und beten, bis er mich erhört hat, und mir meine Verbrechen vergiebt. Hier will ich in der Stille der Einsamkeit sitzen und meine Emilie beweinen; so lange um sie weinen und trauern, bis meine Seele ihren Jammer ausgeschmachtet hat, und meine Leiden vorüber sind.„ — Als die Nacht hereinbrach, legte er sich unter einem Baum nieder und schlief. Früh erwachte er mit dem Gesang der Vögel. Er knieete nieder, und verrichtete feyerlich und brünstig sein Morgengebet, welches er hernach jeden Tag früh

mit

mit Aufgang und Abends mit Untergang der Sonne that. Jetzt verließ er den Wald, um in der Nähe ein Dorf oder Flecken aufzusuchen, wo er sich einige Nahrungsmittel und andre nothdürftige Sachen einkaufen könnte. Er entdeckte in der Ferne ein kleines Städtchen, das Wendson hieß, und nur eine Stunde von dem Wald entfernt war. Er zählte sein Geld nach, und hatte noch 50 Guineen, die ihm sehr dienlich waren. Als er in Wendson ankam, war seine erste Sorge, seinen Rock und Huth mit einem langen schwarzen Mantel und einer hohen, schwarz samtnen Mütze zu vertauschen, worinn ihm ein Jude behülflich war. Drauf kaufte er eine Hacke, Säge, ein Beil, Nägel und andres Handwerkszeug. Auch kaufte er sich ein gutes Theil Saamen zu allerley Gartengewächsen und andern Früchten, nebst einigen Nahrungsmitteln. Hiermit ging er nach dem Wald zurück und machte sogleich Anstalt zu einer Hütte. Er schlug vier hohe Pfähle in die Erde, machte ein Dach von Reisern und Brettern darüber, das Wind und Wetter trotzen konnte, und die Wände machte er auf eben die Art. In drey Tagen war sein kleines Häuschen fertig; er machte einen Tisch und Bänke darinn, und einen Verschlag, der seine Kammer vorstellte, worinn er sich ein Lager von dürrem

Laube

Laube bereitete. Als er damit fertig war, pflanzte er einige Kirsch- und andre Bäume um seine Hütte herum, und steckte sich einen Fleck ab, wo er Kohl, Erbsen und andere Gewächse hineinpflanzte, von denen er glaubte, daß sie noch aufgehen würden. In dem Wald fand er auch Wurzeln, die, wenn sie auf dem Feuer geröstet wurden, wie Brodt schmeckten, und sehr sättigend waren. Diese grub er aus, und machte sie zu seiner täglichen Speise. Sein Wasser schöpfte er aus einem kleinen Bach, der nahe vor der einen Seite des Waldes vorüberfloß.

Nun war er völlig eingerichtet, und hatte alles, womit er sein Leben erhalten konnte. Still und ruhig war alles um ihn her, aber in seiner Seele war keine Ruhe. Wüthend stürmte es noch darinn; Emilie! Emilie! seufzte sein Herz, das sie nie vergessen konnte, und sie war nun nicht mehr, war todt, von ihm getödtet! Dann goß sich sein Herz in blutige Thränen aus, und sein trüber, schmachtender Blick sahe traurig zum Himmel und flehte um Gnade. So waren seine Tage unter Thränen und Gebet getheilt; überall, wo er hinblickte, wo er hinging, begleitete ihn das Bild seiner ihm unvergeßlichen Emilie, und

stand

stand so schön, so liebevoll vor ihm da, wie er sie sonst in seinen glücklichen Tagen mit Entzücken erblickte. Wenn sich am Abend die Sonne gesenkt hatte; und der Mond feurig am Walde hinabsank, wenn die Sterne Gottes so hell am Himmel funkelten, dann setzte er sich in der kühlen Abenddämmerung vor seine Hütte, faltete seine Hände und sahe mit sehnendem Sinn zu den Sternen auf. Ach! sagt' er: über ihnen ist die Wohnung der Engel und Frommen, über ihnen schwebt meine Emilie und genießt himmlische Seligkeit. — O! daß die Stunden dahin sind, wo ich sie auch fühlte: wenn ich beym sanftem Mondenlicht in ihrem Arm, an ihrem wonnevollen Busen lag! O, daß die Stunden dahin sind! — Daß ich sie nicht mit meinen Thränen zurückweinen kann! — Gott! warum ließ ich mich von der Eifersucht so blenden? — Ich, der ich sonst vor jedem mörderischen Gedanken zurückbebte, ward selbst Mörder, ein zwiefacher Mörder! — Ha! ewig verflucht sey meine Eifersucht, die mir meine Vernunft nahm. — Traurig ließ er sein Haupt sinken und weinte, dann wars ihm, als wenn der Geist seiner Emilie ihn umschwebte und tröstende Ruhe in seine Seele hauchte. Er fühlte sich dann auf einmal gestärkt, brachte Gott ein Opfer, und

legte

legte sich wehmüthig nieder. Solche Kämpfe hatte er oft auszuhalten, und sie waren für sein gefühlvolles Herz Marter, und für sein Verbrechen Strafe genug.

Die Annäherung des Winters war für ihn die größte Pein, nun konnte er sich durch nichts mehr zerstreuen, und mußte oft, des üblen Wetters wegen, ganze Wochen in seiner Hütte bleiben, wodurch seine Traurigkeit sehr vermehrt wurde. Er hatte sich mit einer ganzen Menge Wurzeln versehn, und auch eine reichliche Aerndte an Kohl, Erbsen und dergleichen gethan, wovon er sich den ganzen Winter hindurch erhielt. So verstrichen ihm acht Jahre, die er größtentheils mit Seufzen, Weinen und Beten hingebracht hatte, doch ertrug er sein Schicksal mit Geduld und ergab sich dem Willen Gottes. Einst Morgens, da er etwas umher spatzieren ging, sah er mitten auf der Landstraße nach Wendson einen langen Kasten stehn. Aus Neugier ging er hin, und da er weder Schloß noch Riegel daran fand, so eröffnete er ihn. Aber wie groß war seine Verwunderung, als er einen kleinen wohlgebildeten Knaben, der ohngefähr nach seinem Gutdünken ein Jahr alt seyn mochte, darinn fand, der ihm weinend seine kleinen Händchen entgegen streckte. Brid-

ges nahm ihn aus seinem Kefig heraus, und trug ihn auf seinen Armen nach seiner Hütte. Auf der Brust des Kindes fand er einen Zettel, wo der Name Wilhelm drauf stand, und als er ihn so nannte, hörte der Knabe darnach. Bridges gab ihm etwas Speise, die er begierig hinunter aß und ihn bey jedem Bissen, den er nahm, anlächelte, als wenn er ihm gleichsam dafür danken wollte. Der Einsiedler hatte seine herzliche Freude über den kleinen Wilhelm, er konnte nicht begreifen, wie die Eltern so unbarmherzig hätten seyn können, ihr Kind zu verlassen, und nahm sich vor, ihm Vater zu seyn. Er ging nach Wendson, kaufte einige Kleider für ihn, so gut, wie's sein Zustand erlaubte. Nach einigen Jahren lief der Knabe schon umher und plauderte ganze Stunden mit Bridges. Wenn dieser Wasser oder etwas anderes gehohlt hatte, so lief er ihm entgegen, faßte mit an, und sagte: ich will mit tragen helfen, Vater, sollst nicht allein tragen. Oft, wenn der Alte auf den Knieen sein Abendgebet verrichtete, schlich er sich hinter ihm her, blieb in einiger Entfernung von ihm stehen, und schien ihm mit Verwunderung zuzusehn. Bey seinem Aufstehn ging er auf ihn zu, Vater, sagte er: warum machst Du Dich denn immer so klein? Soll ichs auch thun? — Ja,

mein

mein Sohn, sagte der Einsiedler, und küßte ihn.

Als er das fünfte Jahr erreicht hatte, lehrte ihn Bridges schreiben und lesen, welches Wilhelm, vermöge seines guten Kopfes, bald lernte. Hernach unterrichtete er ihn in der Religion, und in allen Wissenschaften, die ihm künftig einmal nützlich seyn konnten. Oft ging er mit ihm des Abends im Walde spatzieren; „Sieh, sagte er: wie die Sterne so hell am Himmel funkeln, sieh den Mond, wie so prächtig und lieblich er daschwebt, sieh, das alles hat Gott gemacht, hat mich und Dich erschaffen, und erhält uns auch! O, laß uns Ihn anbeten, diesen weisen, diesen gütigen Gott, laß uns im Staube niederknieen, und für seine Gnade ihm danken.„ Dann warfen sie sich beyde zur Erde und beteten brünstig zum Herrn, und er ließ segnenden Frieden auf sie herabträufeln. So brachte Bridges seine Tage jetzt hin, seine Emilie war ihm noch immer unvergeßlich, und er trauerte noch beständig um sie. Aber sein Schmerz war nicht mehr so tobend und wüthend; er hatte sich in eine sanfte Schwermuth verwandelt, die oft in Thränen überging. So ging ein Jahr nach dem andern hin, Bridges sahe mit Wonne der Annäherung seines Al-

ters

ters entgegen, das ihn nun bald dem Tode in die Arme führen sollte.

Wilhelm, der vornehmste Held dieser Geschichte, war jetzt seine Freude, er hatte nun schon das neunzehnte Jahr zurückgelegt, und war ein sanfter, edler Jüngling geworden, der Gefühl und Religion in seinem Busen nährte. Seine Sprache war so ganz die Sprache der ungekünstelten Natur und Unschuld, sein Herz war frey und offen, und keiner Verstellung oder Falschheit fähig. Einigemal hatte ihn Bridges mit nach Wendson genommen. Alles war ihm da neu, alles starrte er an, und that tausenderley Fragen auf einmal an seinen Führer. Als er aber einige Stunden dort zugebracht hatte, bat er ihn, wieder mit ihm fortzugehn, weil es ihm unmöglich wäre, länger bey dem tobenden Gewühl zu bleiben. Am liebsten war ihm sein Wald, wo ihm die stille Einsamkeit so herrlich däuchte, daß er sich nie aus ihrem Schooße wegsehnte. Er wußt' es, daß er ein Findling war, Bridges hatte es ihm gesagt. Freylich machte es ihm oft traurige Stunden, aber doch tröstete er sich damit, daß ihn Gottes Güte nie verlassen würde. Seinen Wohlthäter hielt er in großen Ehren, nichts durfte er mehr thun, sondern von ihm ward

alles

alles besorgt. Einst, da er etwas im Wald umher ging, sah er unter dem Schatten eines Baums ein ganz vortreffliches, schönes Mädchen liegen, die der Gesang der Vögel und die kühlende Luft in den sanftesten Schlummer gewiegt hatten. Sie hatte ein schneeweisses Kleid mit rothen Schleifen an, ihr Busen schwoll bey jedem Athemzug so sanft und wonnevoll in die Höhe, und es war, als wenn die Göttinn des Frühlings da läg' und schlummerte.

Wilhelm sahe das Mädchen mit funkelnden Augen an, und je länger er sie ansah, je entzückter wurd' er. In seiner Seele regte sich ein Gefühl, das ihm bisher unbekannt gewesen war. Sein Herz schien nach etwas zu verlangen, das er gar nicht ergründen konnte, und ein sanftes, unaussprechliches Entzücken durchschauerte ihn bey dem Anblick des Mädchens. „Gott, sagte er: was mag doch das für ein schönes Geschöpf seyn? Gewiß ists ein Engel vom Himmel, denn in ganz Wendson sah ich keinen Menschen, der nur die geringste Aehnlichkeit mit ihm hätte.„ Die letzten Worte sprach er etwas laut, wodurch das Mädchen aufgeweckt wurde. Sie erschrack mächtig, als sie unsern Jüngling erblickte, und wollte entfliehn. Wilhelm aber faste sie bey der Hand,

„Engel, sagte er: lieber Engel geh nicht von mir, ich bin kein böser Mensch, bin immer fromm gewesen! dort drüben in der Hütte ist mein Pflegevater, der ist auch fromm, und wir haben fleissig zusammen gebetet! — Geh mit mir, lieber Engel! der alte Mann drüben wird sich recht freuen, wenn ich Dich mitbringe.„ — Er zog sie bey der Hand mit sich fort. Das Mädchen sträubte sich ängstlich dawider, und wußte nicht, was sie von dem jungen Menschen denken sollte. „Gott, sagte sie: wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht, und weiß viel, ob sie ein guter oder böser Mensch sind.„ „Engel, erwiederte er: ich bin fromm und der Mann dort drüben ists auch! — hat Dir's der liebe Gott nicht gesagt, daß wirs sind?„ — und nun zog er sie mit sich fort, sie mochte sich sträuben, wie sie wollte. Voller Freuden rief er dem Alten entgegen; „Vater, hier ist ein Engel, der will uns besuchen! sieh einmal, wie schön er ist!„ Der Alte lächelte ihn verwundernd an, und benahm ihm seinen Irrthum. Drauf wandte er sich zu dem Mädchen, die vor Schreck zitterte, und nicht wußte, ob sie träumte oder wachte, und fragte sie: durch welchen Zufall sie zu seinem Wilhelm gekommen wäre. Sie erzählte ihm: daß sie die Tochter des Predigers aus dem nahe gelegenen Kirchspiel sey und heute

zur

zur Veränderung in dem Wald spatzieren gegangen wäre, wo sie sich aus Müdigkeit unter einen Baum gesetzt, und eingeschlafen sey. Bey ihrem Erwachen aber hätte der junge Mensch vor ihr gestanden, sie Engel genannt, und mit sich hieher genommen. Bridges war sehr freundlich gegen sie und sagte ihr etwas von Wilhelms Erziehung, daß er noch nie ein Mädchen von ihrer Art gesehn hätte, und daß dies die Ursache seines auffallenden Betragens gewesen sey. Das Mädchen wollte weggehn, aber Wilhelm trat vor ihr hin. „Nein, sagte er mit weinenden Augen, Du mußt nicht weggehn, liebes Mädchen, oder ich gehe mit Dir, ich kann nicht mehr ohne Dich seyn, weiß selbst nicht, warum!„ Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder, ihr Herz schlug dem unschuldsvollen Jüngling entgegen, und fühlte Liebe für ihn. Bridges sahe sie Beyde an, und las ihnen die Empfindungen ihrer Seele aus den Augen. „Kinder, sagte er: geht ein Weilchen mit einander spatzieren, und dann kommt wieder zu mir.„ Wilhelm hörte das kaum, als er schon ausser sich vor Freuden das Mädchen bey der Hand nahm. „Komm, sagt er: komm, liebes Geschöpf!„ und nun ging er mit ihr fort.

Sein Herz war so voll, ein Wonnegefühl überfiel ihn nach dem andern, und seine Seele athmete himmlische Freuden ein. Er sahe seine Begleiterinn in einem an, und konnte sich an ihrer unendlichen Schönheit nicht satt sehen. Oefters sahe sie ihn auch an, sein sanftes, schönes Gesicht und seine reine Engelunschuld, die bey allen seinen Worten hervorleuchtete, riß sie unwiderstehlich zu ihm hin. Sie war ein Mädchen von siebenzehn Jahren, edel und vortreflich und ihre Schönheit war unaussprechlich. Sie sprachen Beyde viel mit einander, wodurch sie sich immer näher kennen lernten. Wilhelm verlor durch ihr offenherziges Betragen gegen ihn bald seine Schüchternheit. Er erzählte ihr seine und Bridges Lebensart, und setzte hinzu: daß er nichts mehr wünschte, als daß sie auch bey ihnen wohnte. „Ach! liebes Mädchen, sagte er: ich bin Dir so gut, liebe Dich noch mehr, als mich selbst, nur Gott allein hab' ich lieber, als Dich! — O, sey mir auch, schöner Engel, sey mir auch gut! Lieb' mich auch so herzlich, wie ich Dich liebe.„ Das Mädchen konnte sich nicht länger halten, sie fiel ihm in die Arme, und küßte ihn. „Ja, sagte sie: lieber Junge, ich liebe Dich, mein Herz schlägt Dir mit der wärmsten Zärtlichkeit entgegen, und Dir! sey's auf ewig geheiligt. — Wilhelms

Wonne

Wonne war unbeschreiblich, er lag dem Mädchen am Busen und weinte vor Freuden. „Ach! sagte er: so etwas hab' ich doch in meinem ganzen Leben nicht gefühlt! mir ist, als wenn ich im Paradies unter Engeln wandelte.„ — Wonnetrunken taumelten sie der Hütte des Alten zu. Wilhelm rief ihm entgegen: „Vater, sie liebt mich! ihr Herz ist mir ewig geheiligt, und Dein Sohn ist nun auf immer glücklich.„ „Kinder, sagte Bridges: liebt Ihr Euch, und glaubt Ihr mit einander zu leben?„ „Ja, sagten sie: bis an unser Ende.„ Nun so umarmt Euch noch einmal!„ Sie thatens, drauf knieeten sie nieder und der Alte betete mit heisser Inbrunst allen Segen Gottes über sie herab. Alle waren inniglich gerührt, Seelenruhe blickte aus ihren Augen, und Entzücken und Freude umschwebte die Liebenden. „Gott! stammelten sie: wie wohl ist Deinen Kindern! begleite sie ferner mit Deiner Gnade, und gieb ihnen Deinen Frieden.„ — Drauf setzten sie sich vor der Hütte unter einem Baum nieder, und überliessen sich da ganz dem süssen Taumel der Liebe. Als es anfing, Abend zu werden, sagte das Mädchen, das Fanny Sidley hieß, daß sie nun nach Hause müßte, sie würde sich sonst bey ihrem Vater Unwillen zuziehen, wenn sie länger ausbleiben würde. Sie nahm von

dem

dem Alten Abschied, mit dem Versprechen, bald wieder zu ihm zu kommen; Wilhelm aber begleitete sie noch bis zu ihrem Dorf, wo er sich mit vieler Rührung von ihr trennte.

Jetzt war er ein ganz andrer Mensch geworden, als zuvor. Jeder rührende Auftritt wirkte weit mehr auf ihn, als sonst; in der Einsamkeit seines Waldes streckte er sich oft ins Gras, dachte mit Entzücken an seine Fanny, und hielt zuweilen ganze Reden an sie. Mit Ungeduld wünschte er den Tag herbey, an dem sie ihn zu besuchen versprochen hatte. Er zählte jede Stunde und Minute, und war ärgerlich auf die Sonne, daß sie so langsam gehe. Endlich erschien der so sehnlich gewünschte Tag, an dem seine Fanny ihn zu besuchen kam. Als er sie von ferne erblickte, lief er ihr entgegen, und blieb vor Freuden sprachlos an ihrem Halse hangen. Drauf gingen sie nach der Hütte, wo sie Bridges mit offnen Armen empfing. Er sahe mit innigem Vergnügen ihren unschuldigen Freuden zu, wie sie sich bald küßten, bald umarmten und vor Wonne und Entzücken kaum zu sprechen vermochten. Er dachte dabey an seine Emilie, und weinte ihr eine Thräne. Fanny sahe das, „Vater, frug sie: was weinen Sie?„ „Ach! meine Tochter, sagte er: das

Glück

Glück Eurer Liebe erinnert mich an meine mir ewig theure Emilie, die ich durch meine Schuld verlor.„ Die beyden Liebenden baten ihn, ihnen seine Geschichte zu erzählen. „Ja, sagte er: lieben Kinder, ich wills thun, will sie Euch zur Warnung erzählen, daß Ihr Euer Herz vor dem Laster der Eifersucht, das mich unglücklich machte, bewahren möget.„ Drauf erzählte er ihnen seine ganze Geschichte, wobey Fanny und Wilhelm häufige Thränen vergossen. „Kinder, setzte der Alte am Ende noch hinzu: ich bitte Euch um Gottes Willen, gebt niemals der Eifersucht Raum! Ich dachte an keinen Mord, sondern wollte mich blos von der Wahrheit meiner Vermuthung überzeugen; aber als ich meine Gemahlinn ihren Bruder küssen sah, ward ich von der rasendsten Wuth und Eifersucht so verblendet, daß ich die Pistolen, die zu meinem Unglück geladen an der Wand hingen, herabnahm, meine Emilie und ihren Bruder damit erschoß, ohne daß ich wußte, was ich that. Als ich sie todt vor mir liegen sah, fiel auf einmal die Hülle, die meine Augen verdunkelt hatte, nieder, und ich bebte vor mir selbst. Gott, der allwissende Richter der Welt kennt mich; er weiß, daß ich nie von Natur böse war, aber ich war ein Mensch, Menschen können verblendet werden, und fallen. Er weiß,

wie

wie ich täglich im Staube vor ihm knieete, mein Verbrechen mit blutigen Thränen bereute und ihn um Vergebung und Gnade flehte; wie ich ihn noch täglich anflehe, wie ich meine That bis auf den letzten Augenblick meines Lebens bereuen werde, und von ihm hoff' ich Verzeihung. Als Müssiggänger hab' ich in meiner Einsiedeley nicht gelebt. Ich rettete Wilhelmen vom Tode, erzog und belehrte ihn, daß er dem englischen Staat in der Folge nützlich und brauchbar seyn wird. Nichts mehr wünschr' ich, als nur so viel Vermögen zu haben, daß ich ihn nach der Universität Oxfort schicken könnte, damit er doch künftig sein Brod auf eine anständige Art verdienen kann; aber mein Wunsch wird wohl unerfüllt bleiben, denn bis jetzt weiß ich kein Mittel, dies möglich zu machen.

Wilhelm sahe seine Fanny mit nassen Augen an; „Ach! sagte er: wirst Du mich armen Verlaßnen auch hinfort noch lieben?„ — „Ja, erwiederte sie: ewig werd' ich Dich lieben, denn Deine Schuld ists nicht, daß Du arm und verlassen bist.„ Noch eine Stunde bieben sie beysammen, alsdenn ging Fanny von ihrem Liebling begleitet nach Hause. Den andern Tag kam sie schon wieder, welches den

guten

guten Wilhelm ungemein freute. Nach einer Weile gab sie ihm eine Verschreibung auf zehntausend Pfund, die in der Londner Bank zu heben waren. „Dies, sagte sie: ist ein Geschenk von meiner seligen Mutter, die vor vier Jahren starb. Kurz vor ihrem Tode gab sie mir dieselbe, mit der Bitte, meinem Vater nichts davon zu sagen, weil ich sonst nicht lange Besitzerinn davon seyn würde. Ich habe diesen Reichthum, sagte sie: theils durch Sparsamkeit, theils durch kleine Erbschaften, die mir ohne Wissen Deines Vaters zugefallen sind, für Dich, meine Tochter gesammelt. Wende dieses Geld zu Deinem und Deines Nächsten Nutzen an, und denke zuweilen dabey an Deine Mutter, die es Dir aus treuen, gutmeinenden Herzen gab. Jetzt weiß ich nun diese Verschreibung nirgends besser anzuwenden, als wenn ich's Dir gebe, damit Du und ich dadurch glücklich werden mögen.„ Bridges und Wilhelm wurden durch die Grosmuth des Mädchens inniglich gerührt. Der Jüngling fiel ihr entzückt um den Hals; „Mädchen sagte er: Gott mag Dirs belohnen, ich kanns nicht, aber danken werd' ich Dir dafür bis an mein Ende.„ Der ehrwürdige Greis blickte mit gefalteten Händen zum Himmel; „Gott, sprach er: segne Deine Kinder! — Sie allein sind würdig, so zu heissen,

segne

segne sie und belohne ihre engelreine Tugend und Unschuld. Wilhelms Liebe erreichte jetzt den höchsten Grad, den sie nur erreichen konnte. Er hatte seine Fanny schon vorher unendlich geliebt, aber der jetzige Beweis ihrer edlen Seele, zeigte ihm erst den Schatz, den er an ihr hatte, und seine Liebe gegen sie war über alle Beschreibung. Der ganze Tage wurde unter tausend Vergnügen hingebracht, selbst der Alte war so heiter, wie er seit langer Zeit nicht gewesen war. Gegen Abend empfahl sich Fanny. Bridges drückte ihr mit väterlicher Freundschaft die Hand; „Liebe Tochter, sagte er: ich werde für Dein und Wilhelms Glück fleissig zu Gott beten, bleibt ferner fromm und rechtschaffen, so wird er Euch segnen bis an Euer Ende. Fanny küßte ihm mit Thränen die Hand und ging fort.

Einige Tage darauf ward der Alte plötzlich krank. Wilhelms ängstliche Sorgsamkeit war ausserordentlich; beständig saß er vor Bridges Lager und bewachte jeden seiner Blicke, ob er was zu verlangen schien. Gegen Abend ward der Alte immer schlechter und fühlte schon den Tod in allen Gebeinen. Als er merkte, daß sein Ende nahe war, ergriff er Wilhelms Hand, und redete ihn also an: „Mein Sohn, weine nicht über meinen Tod! jede Deiner Thränen, die

die ich fliessen seh, macht mir nur mein Ende schwerer, und ich habe jetzt Standhaftigkeit nöthig, da' ich einen Schritt thue, den wichtigen Schritt — in die Ewigkeit. — Höre jetzt meine letzte väterliche Bitte an Dich! Höre sie so, daß sie ewig Deinem Herzen heilig sey. Sie ist weiter nichts, als eine Wiederholung von dem, was ich Dir von Jugend auf ins Herz geprägt habe. Bleib rechtschaffen und tugendhaft! — Vergiß nie der Pflichten, die Du Gott und Deinen Nebenmenschen schuldig bist, sondern bewahre sie treu bis an Dein Ende. — Sobald Du meine Gebeine der Erde wirst anvertraut haben, so begieb Dich sogleich nach London, nimm dort so viel Geld als Du brauchst, und reise alsdann nach Oxfort. Gottes Segen begleite Dich und Deine Fanny, und mache Euch Beyde auf immer glücklich.„ — Er legte seine Hand auf Wilhelms Haupt, segnete ihn ein, und sagte ihm mit lallender Stimme das Lebewohl. Drauf wandte er sein Gesicht weg, betete noch mit Kraft und Inbrunst zu Gott und starb. — —

Wilhelm stürzte sich über ihn her, und küßte ihm den letzten Hauch von den blassen Lippen weg. Er lief voller Unruhe in der Hütte umher, zerrang seine Hände, und weinte seinem

Wohl-

Wohlthäter tausend dankbare Thränen. Oft glaubte ers nicht, daß er todt sey, aber die erstarrten Glieder überzeugten ihn bald von der Gewißheit. Sein Schmerz war unaussprechlich, die ganze Nacht brachte er mit Weinen, Seufzen und Beten zu. Seine Seele litt unendlich viel, der Gedanke, daß er nun ganz ohne einen treuen Führer sey, war ihm unerträglich, und seine Thränen flossen häufiger, wenn er ihn dachte, den fürchterlichen Gedanken. Gegen Morgen schlief er etwas ein, und erwachte erst um Mittag herum. Zur Zerstreuung ging er im Wald spatzieren und ging alle die glücklichen Tage durch, die er hier genossen hatte.

Auf einmal hörte er seinen Namen rufen, er sahe sich um und erblickte seine Fanny, die ihn zu besuchen kam. Er ging auf sie zu, und schloß sie mit Thränen in seine Arme. Als sie ihn um die Ursache seiner Betrübniß fragte, erzählte er ihr den Tod seines Pflegevaters. Fanny erblaßte bey dieser Nachricht, sie konnte kaum den Gedanken, daß der Wohlthäter ihres Lieblings, den sie wie ihren Vater verehrt hatte, gestorben sey, fassen. Sie weihte ihm tausend Thränen und segnete seine Asche. Wilhelm machte nun unter einem schattigten Baum die Ruhestelle des Verstorbenen, wobey ihm Fanny

treu-

treulich half. Als es anfing, Abend zu werden, gingen sie nach der Hütte, um den Leichnam zu beerdigen. Sie sahen ihn mit nassen Augen an, und küßten seine kalten Lippen, die ihnen immer nichts als Gutes gesagt hatten, wohl tausendmal. Keiner konnte sich entschliessen, die erste Hand anzulegen, und den Leib zu seiner Ruhestätte zu tragen. Endlich sagte Wilhelm: „Nun, wir wollen den alten Mann in Gottes Namen begraben und ihn der Ruhe übergeben.„ Drauf trugen sie den Leichnam an das Grab und begruben ihn. Fanny steckte ein kleines, schwarzes Kreuz auf den Grabeshügel, alsdann setzten sie sich nieder und sangen ein Todtenlied, das schauervoll und klagend durch den einsamen Wald dahertönte. Melancholisch goß der Mond sein blasses Licht auf die Liebenden herab, traurig und öde war die ganze Gegend, und die Natur schien mit ihnen zu trauern. Kein Lüftchen regte sich, überall herrschte eine feyerliche, tiefe Stille; nur zuweilen erhob sich ein heiliges Rauschen durch die Bäume, und es war, als wenn der Geist Gottes sie durchsäuselte. Heilig und schön war der Abend, die Engel schienen in den Lüften zu schweben und die Sänger zu belauschen. Die Liebenden knieeten nach Endigung des Gesangs nieder, und Wilhelm sprach: „Ruhet sanft, ruht in

Frie-

Frieden, ihr Gebeine meines Wohlthäters! — Viel hast Du geduldet in Deinem Leben; hast von Deiner frühen Jugend nichts als bitteres Elend um Dich her erblickt! — Kurz waren Deine Freuden, aber Deine Leiden dauerten länger und begleiteten Dich bis ins Grab. — Doch Du hast nun ausgeweint Deinen Jammer! Hast nun überwunden Deine Quaalen! Alle Thränen hat Gott abgetrocknet, und Deine Seele genießt jetzt himmlische Wonne und Seligkeit. Heil Dir! — Heil Dir! daß Du überwunden hast! daß Du Deine Leiden mit Geduld ertrugst und Deine Kniee beugtest vor dem allmächtigen Richter der Welt. — Seligkeit ist nun Dein Lohn! — Wohl Dir, Du hast das Ziel Deiner Wallfahrt erreicht! — O möchten wir doch auch erst da seyn, wo Du bist; möchten wir doch auch erst dem Throne Gottes so nahe stehn, wie Du. Aber noch unendlich viel haben wir zu dulden, ehe wir Deine Höhe erreichen. Sieh! hier knieen wir auf Deinem Grabe und beweinen Deinen Tod, der für uns der unersetzlichste Verlust ist! — Du retteteſt mich vom Tode, nahmst mich liebreich auf und unterwieſeſt mich! — Dank Dir, mein Vater, auf ewig, — Gott mag Dir jetzt alle Deine Güte, Deine väterliche Fürsorge belohnen, ich kanns nicht. — Nun so ruhe denn sanft, ruhe im

Frie-

Frieden, Asche meines Wohlthäters! über Dir schwebe der Segen des Herrn, und heiliges Gelispel wehe durch die Blumen, die Deinem Grabeshügel entspriessen werden.„ — —

Nun beteten die Liebenden noch einige kräftige Gebete, hernach standen sie auf und Fanny ging von Wilhelm begleitet nach Hause. Sie waren den ganzen Weg über traurig und wehmüthig. Das Mädchen versprach dem Jüngling, ihn den kommenden Tag wieder zu besuchen; sie sagte: daß sie bey ihrem Vater vorgäbe, eine gute Freundinn im nahgelegenen Dorfe zu besuchen, denn sie dürfte ihm von ihrer Liebe nichts eher sagen, als bis er eine anständige Bedienung hätte, weil er ihr sonst leicht Hindernisse in den Weg legen könnte. Als Wilhelm sie weit genug begleitet hatte, umarmten sie sich noch einmal und schieden wehmüthig von einander. Trübsinnig wandelte Wilhelm seiner einsamen Hütte zu, die er nun auch bald verlassen sollte. Er legte sich nieder und erwachte früh mit Aufgang der Sonne. Sein erster Gang war nach Wendson, wo er sich einige gute Kleider und andere Nothwendigkeiten zur Reise einkaufte. Gegen Nachmittag kam Fanny, um von ihm auf eine lange Zeit Abschied zu nehmen. Sie setzten sich vor der Hütte nieder, Wilhelm

schlang

schlang seinen Arm um sie her, Beyde sahen sich traurig und schmachtend an, und konnten lange vor innerer Wehmuth nicht sprechen. Die nahe Trennung schwebte wie ein Gewitter über ihrem Haupt, die ganze Natur schien ihnen todt und öde zu seyn, und der Gedanke, daß sie sich verlassen sollten, war ihnen grausend und fürchterlich. Wilhelm lag mit dem Kopf an Fannys Busen, er fühlte unbeschreibliche Wonne, die ihm den Abschied nur noch schwerer machte. Als es Abend ward, sagte Fanny, nun ist es Zeit, daß ich gehe, und hierbey stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Leb' wohl, sagte sie: lieber Wilhelm, leb' wohl, Gottes Segen begleite Dich, und führe mir Dich wieder in die Arme.„ Wilhelm war ausser sich vor Schmerz, kaum konnte er das Lebewohl stammeln. Er begleitete sie noch bis zu ihrem Dorf, sie versprachen sich einander fleissig zu schreiben, umarmten sich noch einmal und schieden.

Den Morgen drauf verließ er mit Thränen seinen Wald, ging nach Wendson, wo er sich auf die Post setzte und nach London fuhr. Die Liebenden schrieben sich fleissig, und hier legen wir unsern Lesern ihren ganzen Briefwechsel vor. —

Erster

Erster Brief.

Wilhelm an seine Fanny.

Wie mir jetzt zu Muthe ist, weiß ich selbst nicht. Hier bin ich nun ohne den geringsten Bekannten, in der großen Stadt London, die mit allem Recht eine kleine Welt kann genannt werden. Ich wunderte mich schon über das Gewühl der Leute in Wendson, aber wie staunt' ich, als ich London sah. Hier ist Tag und Nacht ein ewiges Toben und Lärmen, überall, wo man hinblickt, sind die Straßen voller Leute, daß man glauben sollte, die halbe Welt sey hier versammlet. Nimmermehr hätt' ichs geglaubt, daß an einem Ort so viel Menschen seyn könnten, ohne die größte Hungersnoth zu leiden. Denn, wenn ich bedenke: wir waren nur unser zwey in dem Walde, der doch ziemlich groß war, aber dennoch hatten wir unsre Lebensmittel nicht im Ueberfluß, sondern hatten gerade so viel, daß wir davon leben konnten. Nun denke man sich London, wo viele tausend Menschen beysammen wohnen, wovon wollen die nun alle leben? — Doch, daß sie nicht hungern müssen, sieht man ihnen bald an, denn die meisten, die ich sah, scheinen gutes Muths zu seyn, welches sie doch, wenn sie Noth litten, nicht seyn würden. Was mir hier nicht gefällt, ist das ewige Gelärme,

das auch selbst in der Nacht noch fortdauert. Wie die Leute dabey leben können, ist mir unbegreiflich! denn für mich ists die größte Plage, und wenns in Oxfort nicht anders ist, so weiß ich nicht, wie ich da werde ausdauern können. O! warum mußt ich meine Einsamkeit verlassen? warum konnt ich ich nicht ewig in ihrem Schooße wohnen, wo ich den Frühling meines Lebens so wonniglich, so ruhig verlebte? Warum mußt ich mich von meiner Fanny trennen? Sie, die mir theurer, als mein Leben, theurer, als alles in der Welt ist! Warum mußt ich Sie verlassen? warum konnt' ich nicht ewig bey Ihr bleiben, und mich Ihrer Schönheit freuen? — O, meine Liebe! was meine Seele jetzt um Dich duldet, ist unaussprechlich! — Tag und Nacht steht Dein Schatten liebevoll vor mir da! Tag und Nacht denk' ich an Dich, und weine Dir tausend Thränen der Liebe. Ach! liebe Fanny, wenn wir uns doch bald wiedersehn könnten! — Wenn wir uns vor Deinem Dorfe nur nicht zum letztenmal umarmt, zum letztenmal geküßt haben! — O, das wolle Gott nicht! Möchte er uns doch bald mit einander vereinigen und uns glücklich machen. Dies ist mein tägliches Gebet, und ich hoffe, daß er mich erhören wird. Schreib mir doch bald, liebe Fanny! sehnsuchtsvoll lechze ich schon Deinem Brief

ent-

entgegen, der jetzt mein bester Trost seyn wird. Ewig

Dein

Wilhelm.

Zweyter Brief.

Fanny an ihren Wilhelm.

Ich glaube Dirs, lieber Wilhelm, daß Dir anjetzt das Getümmel der Welt unerträglich ist, da Du von Deiner frühsten Jugend an in einer beständigen Einsamkeit gelebt hast. Aber mit der Zeit, denk ich, wirst Du Dich schon noch daran gewöhnen, so unmöglich Dirs auch jetzt scheinen mag. Du meinst, die Leute in London müßten wohl von aller Noth entfernt seyn, weil sie zuweilen lachen und scherzen könnten. Aber da irrst Du Dich sehr, viele stellen sich nur deswegen lustig, damit sie ihren Kummer unter der Hülle der Freude verbergen wollen, im Grunde aber sind sie oft die Elendesten. Neulich hatten wir Gesellschaft, ich lachte und scherzte mit, aber mit welchem Herzen ichs that, das weiß Gott. Wilhelm! Wilhelm! seufz' ich jetzt beständig, und sehne mich nach Deiner Umarmung. Du nahmst mir den Gedanken aus der Seele, warum mußt'

ich mich von meiner Fanny trennen? — Eben das dacht ich auch: warum mußte er Dich verlassen? warum konnte er nicht ewig bey Dir bleiben? — Alles ist jetzt todt und öde um mich her, da Du, mein Geliebter, nicht mehr hier bist. Jede Freude ist mir abgestorben, und keine wird mir wohl eher wieder blühen, als bis ich Dich wieder entzückt an meinen Busen drücken kann. Aber ach! noch zu weit ist dies Entzücken von mir entfernt, tausend Leiden stehen mir noch bevor, ehe ich dahin gelangen werde. — Einmal bin ich schon, seit Deiner Abreise, in Deiner verlaßnen Hütte gewesen, und habe da mein Herz in Thränen ausgeschüttet, denn zu Hause bey meinem Vater ist mir die Wohlthat der Thränen versagt. O! wie war mir nicht der ganze Wald, jedes Bäumchen, jedes Gräschen so werth, denn alles erinnerte mich an mein Liebstes, was ich auf der Welt habe. — Nun, mein Lieber, sey gelassen; wir werden nicht immer weinen, Dein Gebet ist auch das meinige, daß uns Gott bald mit einander vereinigen möge, und er wird uns nicht unerhört lassen. Leb ewig wohl.

Dritter Brief.

Wilhelm an seine Fanny.

Zwey Tage vor meiner Abreise aus London erhielt ich Deinen lieben Brief. Er war mir so erquickend, wie der Sonnenstrahl einem Unglücklichen im finstern Kerker, der lange das Tageslicht nicht erblickt hat. Jedes Wort enthielt Trost und Liebe für mich, und erfüllte mich mit freudigen Hofnungen. Daß Du mir so viel Liebe erzeigst, so viel um meinetwillen duldest, dafür, liebes Mädchen! wird Dir meine Seele ewig danken. — Jetzt bin ich nun in Oxfort, wo es mir so ziemlich gefällt. Nach und nach wird mir der Tumult der Welt zur Gewohnheit, und mit der Zeit möchte sich der Hang zur beständigen Einsamkeit wohl bey mir verlieren. Ich fand hier einige edle Engländer, die sich meiner treulich angenommen haben, und mir vom Anfang unserer Bekanntschaft so viel Freundschaft erzeigten, daß ich nicht weiß, wie ichs den guten Leuten vergelten soll. In ihrer Gesellschaft werd' ich immer aufgeheitert, und sie machen mir hier meinen Aufenthalt sehr angenehm. Es war der stärkste Trost für mich armen Verlassenen, daß ich wenigstens einige Menschen fand, die sich meiner annahmen, da meine Eltern so grausam waren, und mich schon in meiner zartesten

Kind-

Kindheit verliessen. Aber vielleicht wars nicht ihre Schuld! unglückliche Zufälle, die sie nicht verhindern konnten, können mich ihnen entrissen haben, und wenn das wäre, dann wünscht' ich, daß Gott mich ihnen wieder in die Arme führte. Aber wenn unmenschliche Tyranney sie, mich zu verlassen, bewog: dann wünsch' ich sie nimmer zu sehen, oder sie müßten indeß liebevollere Eltern geworden seyn, alsdann wär's meine Pflicht, ihnen zu verzeihen und sie hochzuachten. O! ich kann mir die Freude kaum gedenken, die ich empfinden würde, wenn ich noch einmal den süßen Vaternamen aussprechen dürfte. Nun, vielleicht erhört Gott meine Bitte, und läßt mich meine Eltern, wenn sie noch am Leben sind, wiedersehn. Nicht wahr, liebe Fanny, Du würdest gewiß den größten Antheil daran nehmen! und Dich mit mir zugleich freuen. Ach! wenn Du doch nur jetzt eine Stunde bey mir wärest, ich hab' Dir so viel, so viel zu sagen, das sich in einem Briefe gar nicht ausdrücken läßt. Leb' recht wohl, liebe Seele, ich bin ewig

Dein

Wilhelm.

Vierter Brief.

Fanny an ihren Wilhelm.

Ich hatte Recht, wenn ich sagte: daß mir noch viele Leiden bevorstehen, ehe ich zu dem Entzücken, Dich wieder zu sehn, gelangen werde. Leider nehmen sie schon jetzt ihren Anfang, und stürmen schon wüthend auf mich ein. Neulich war mein Vater einige Tage verreiset, um, wie er vorgab, einen guten Freund in der Nähe zu besuchen. Bey seiner Zurückkunft brachte er einen ziemlich alten Kaufmann mit, der aber weiter nichts empfehlendes für sich hatte, als seine großen Reichthümer. Seine Person, Lebensart und sein aufferordentlich kleiner Verstand machen seine Gegenwart einem jeden höchst unerträglich. Kurz, alles was schlecht und unausstehlich ist, scheint in ihm allein vereinigt zu seyn. Tölpisch ist er im höchsten Grade. Als er zu mir ins Zimmer trat, wollte er mir die Hand küssen, welches er vermuthlich wohl einmal mochte gesehen haben. Der arme Schelm verhielt sich aber dabey so ungeschickt und plump, daß ich Dirs nicht genug sagen kann. Unter andern raubte er mir auch auf die ungeschliffenste Art einen Kuß, so daß er mich beynah um und um stieß. Ganze Bogen würd' ich voll schreiben,

wenn

wenn ich seine tölpischen Streiche nur von einigen Stunden anführen wollte.

Nun denk, lieber Wilhelm, diesen tölpischen, dummen Kerl soll ich zum Mann nehmen! um seinetwillen Dich, lieben Jungen, verlassen, und mich ihm übergeben. Ha! das heißt so viel: ich soll den Himmel verlassen und in die Wohnungen der Teufel hinabgehn. — Wie kann das mein Vater von mir verlangen! wie kann er so grausam seyn, mein Unglück von mir zu fordern? — Ich bin sein Kind, ich bin ihm Gehorsam schuldig! aber so weit gehen die Pflichten des Gehorsams nicht, daß ich mich dadurch auf ewig unglücklich machen soll. Mein Vater sagte mir aufs nachdrücklichste, alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, und meine Hand ohne Umstände dem Kaufmann zu geben, sonst würde er sich genöthiget sehen, mir mit Gewalt den Willen zu machen. Ich sagte ihm aber: diesmal könnt' ich ihm so unmöglich Gehorsam leisten, so willig ichs sonst gethan hätte, und bey jeder andern Gelegenheit noch thun würde. Dies brachte ihn auf einmal in Wuth. Er schlug wie rasend auf mich los, und begegnete mir von dem Augenblicke an so hart, daß ich unter der Last meines Jammers zu vergehen glaubte. Der alte Kaufmann, der mich selten verläßt, sucht mich zu trösten, und

sich

sich mir angenehm zu machen. Ich sagt' ihm aber, daß er sich dadurch am besten bey mir empfehlen würde, wenn er mich seiner Gegenwart aufs baldigste entledigte. Allein dazu hatt' er keine Ohren, er sagte; er müßte seinen Willen haben, und ich seine Frau werden, wenns ihn auch, wer weiß was kosten sollte. So werd' ich jetzt geplagt und gemartert. Ueber, unter und neben mir ists finster, überall wo ich hinblicke, erblick' ich Leiden und Quaalen für mich. Aber dennoch werd' ich Dir nimmer untreu werden. Ewig, ewig wird Dich Deine Fanny lieben! ewig wird ihr Herz Dir schlagen und Dir treu seyn bis ans Ende. — O, unmöglich kanns Gott wollen, daß ich armes Mädchen und Du, guter, frommer Wilhelm getrennt und unglücklich seyn sollen! Gewiß wird er uns beystehn mit seiner Gnade, und uns helfen. Möcht' er doch bald herbeyeilen mit seiner Hülfe, und uns vereinigen, ehe wir von Leiden niedergedrückt, verwelken. Ach! wie hab' ich schon zu ihm geseufzt, wie hat sich mein Herz in Thränen vor ihm ausgegossen und um Hülfe gefleht. Aber er will uns noch prüfen, und wir wollen unsre Leiden bis dahin mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen. —

Noch einmal sag' ich Dirs, lieber, frommer Wilhelm, ich werde Dir nimmermehr untreu wer-

werden. Ich will geduldig meinen Jammer ertragen, und sollte uns das Schicksal hier trennen, so will ich Dein seyn in der Ewigkeit. — Ewig

Deine

Fanny.

Fünfter Brief.

Wilhelm an seine Fanny.

Was ich bey Lesung Deines letzten Briefs empfunden habe, magst Du Dir so fürchterlich gedenken, wie Du willst, so kommt es doch niemals dem Wirklichen gleich. In dem Augenblick, da ich den Brief las, war mirs, als wenn mir tausend giftige Dolche ins Herz gebohrt wurden, und tausend Schmerzen ras'ten in meiner Seele. — Ich soll Dich verlassen? meine Fanny verlassen? — Sie, die mir über alles theuer, theurer, als mein Leben ist. — Wehe dem grausamen Mann, der den Anschlag, uns zu trennen, uns in den Abgrund unnennbarer Leiden hinabzustürzen, ausbrütete! — Unsre Thränen, unsre Seufzer werden ihn verfolgen, und das Andenken an seine That wird ihm einst in der letzten Stunde seines Lebens ein Schreckenbild von tausend fürchterlichen Martern seyn.

O, mei-

O, meine Fanny! wer hätte das je gedacht, daß uns solche bittere Leiden, die uns bald dem Grabe nahe bringen werden, treffen sollten! — Wie hätten wir damals gedacht, als uns der Segen meines geliebten Wohlthäters vereinigte, als wir uns in seiner Gegenwart umarmten und küßten, und mit wonnetrunknem Blick freudig in die Zukunft hinüber blickten, daß uns einst Dein eigner Vater trennen und hier auf immer elend machen sollte. — Ach! wüßtest Du's, lieber Alter, Du mein Wohlthäter, mein Vater, wüßtest Du's, was jetzt Dein armer Sohn duldet, was ihn jetzt für harte Leiden bestürmen, Du würdest gewiß Trost, und wenn es möglich wäre, Hülfe auf ihn herabsenden. Aber ich werde wohl in meinem Jammer vergehen; dort seh' ich den Tod schon auf mich zueilen, der mich bald in seine Arme nehmen wird. Fürchterlich und schrecklich ist sein Antlitz, aber ich schaudre nicht vor ihm. Er befreyt mich von meinem Kummer und führt mich der Ewigkeit entgegen. — O wie glücklich war ich sonst, und wie so elend bin ich jetzt! — selige Stunden! warum entfloht ihr mir? — warum konnt' ich eurer Wonne nicht immer geniessen? Gott! wie wohl war mir sonst, wenn ich meiner Fanny am Busen lag, und mein trunkner Blick, Dir dankend, zum Himmel sah! — Was für namenloses

loses Entzücken durchschauerte da meine Seele! — Aber alles ist nun dahin, alle Freuden meines Lebens sind nun ohne Rückkehr verloren, da ich mich von meiner geliebten Fanny trennen soll. O, wie marternd ist der Gedanke für mich, und wie quaalvoll das Bewußtseyn, daß Du um meinetwillen so viel duldest. Nimmermehr kann ich Dir's vergelten, liebes Mädchen! mein ganzes Leben sey Dir Dank und Liebe, und mich Deiner würdig zu machen, mein anhaltendes Bestreben. Leb wohl, liebe Seele, leb wohl.

Dein

Wilhelm.

Sechster Brief.

Fanny an ihren Wilhelm.

Alle Hofnung ist verloren, mein Geliebter! wir werden uns nimmermehr wiedersehn. Nimmermehr! Gott, das ist hart und fürchterlich! meinen Wilhelm soll ich nicht wiedersehn? mich auf ewig von ihm trennen? Gott, gütiger Vater, stehe mir bey mit Deiner Hülfe, daß ich nicht der drückenden Last meines blutigen Jammers erliege, und sündige wider Dich. —

Wil-

Wilhelm, was wird aus uns werden? — mein Vater geht aufs grausamste mit mir um, und will mich dem Kaufmann, wenn ich nicht gutwillig wollte, mit Gewalt antrauen lassen. Rathe mir, mein Lieber, tröste mich! Aber nicht wahr? Du kannst nicht, weißt Dir selbst nicht zu helfen? — O! das ist traurig, ohne allen Rath, ohne allen Trost zu seyn. Aber, warum quäl' ich Dich so, mein Lieber? warum vergrössere ich Deine Leiden, die ohnehin schon groß genug sind? — Nun verzeih' mirs, guter Wilhelm, ich habe Dir ungern meinen Kummer erzählt. Gern wollt' ich alles allein dulden, aber unser Schicksal ist zu genau mit einander verbunden, mein Unglück ist das Deinige, und wenn einer von uns leidet, wie könnte der andre da glücklich seyn? Immer umschwebt mich jetzt Dein Bild, und steht traurig, mit abgehärmten Wangen vor mir da, eben so, wie ich Dich bey unserer Trennung erblickte, und dies erinnert mich an alle die frohen Stunden, die ich mit Dir so wonnevoll durchlebt habe. Mein Schmerz wird dadurch noch vermehrt, und meine Thränen fliessen häufiger. Nur noch einmal mögt' ich Dich sehen, lieber Wilhelm! nur noch einmal Dich an meinen Busen drücken! — Aber auch dieser Wunsch wird wohl ungewährt bleiben, denn

mein

mein zu grosser Kummer wird mich bald tödten. — —

Nun ich muß schliessen, mein Geliebter, meine Zeit ist jetzt so kurz, daß ich diese wenigen Zeilen kaum zusammenschreiben konnte. Leb' wohl, mein Lieber, ich bin ewig

Deine

Fanny.

Siebenter Brief.

Wilhelm an seine Fanny.

Freue Dich, meine Fanny, freue Dich! alle unsre Leiden sind dahin, und namenlose Wonne erwartet uns nun. Ich hab' ihn gefunden, den besten, den gütigsten Vater, dem ich nächst Gott mein Leben zu verdanken habe. Er hat mich geküßt, gesegnet, und unsre beyderseitige Freude war unaussprechlich. —

Dein letzter Brief, machte mich neulich so traurig und melancholisch, daß ich glaubte, in meinem Jammer zu vergehn. Um mich etwas zu zerstreuen, ging ich vors Thor spatzieren. Ich schweifte lange umher, endlich setzte ich mich

aus

aus Müdigkeit an einer kleinen Quelle nieder. Ich sah stumm und starr vor mir hin, und unser trübes Schicksal preßte mir häufige Thränen aus den Augen. Ganz in meinen Gedanken versunken, bemerkt ich kaum, was um mich her vorging. Auf einmal riß mich eine Stimme, die mir zurief, aus meinem Taumel. Ein bejahrter Mann von edlem Ansehen stand vor mir da, und sagte: warum so traurig, lieber Jüngling? — Ich weiß selbst nicht, wie es zuging, daß ich gleich Zutrauen zu dem Manne hatte; kurz ich erzählte ihm einen Theil meiner jetzigen traurigen Lage. Er vergoß einige Thränen, setzte sich bey mir hin und nahm den wärmsten Antheil an meinem Kummer. Dies machte mich offenherziger: ich erzählte ihm meine ganze Geschichte, die er mit der größten Aufmerksamkeit anhörte. Als ich sie geendigt hatte, fiel er mir voller ungestümer Freude um den Hals, und bedeckte mein Gesicht mit seinen Küssen. O, mein Sohn! sagte er: daß ich Dich wieder habe! — daß ich Dich noch einmal an mein väterliches Herz drücken kann, ist eine Wohlthat für mich, die ich Gott nimmermehr verdanken kann. — In dem Augenblick wußt' ich gar nicht, wie mir zu Muthe war; die heftige Freude verstattete mir nicht, zu reden, aber aus meinen Augen blitzten die

Empfin-

Empfindungen meiner Seele. Ich hing sprachlos an dem Hals meines Vaters, der mich aus seinen Armen gar nicht loslassen konnte. Gott, sagt' ich endlich: also hab' ich einen geliebten Vater wiedergefunden? Einen liebevollen, verehrungswürdigen Vater gefunden? O Gott! nimmermehr kann ich Dir genug für diese Gnade danken, um die ich Dich schon lange angefleht habe. — Was soll ich mich lange mit Schilderungen unsrer Freude aufhalten? jeder Ausdruck verdunkelt einen Auftritt von der Art, der sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Also kein Wort mehr jetzt davon. —

Wir gingen nach der Stadt zurück, wo ich noch denselben Tag in meines Vaters Wohnung einziehen mußte. Künftig, liebe Fanny, ein mehreres. Leb' recht wohl, ich bin

Dein

glücklicher Wilhelm.

Achter Brief.

Wilhelm an seine Fanny.

Wie wir die ersten Stunden hinbrachten, wie unbeschreiblich groß unsre Freude war, das, liebe Fanny, mag Dir Dein gefühlvolles Herz sagen, ich kanns nicht. Wir lagen einander fast immer in den Armen, und thaten auf einmal tausenderley Fragen an uns. Ich erfuhr von meinem Vater folgendes, das Dir alles, was in meinem vorigen Brief dunkel ist, aufklären wird.

Mein Vater ist der Sohn eines reichen Lord, und heißt Wington. Er vermählte sich heimlich mit einer schönen jungen Gräfinn, wider den Willen ihrer Anverwandten, die ihn und seine Gemahlinn deswegen aufs grausamste haßten und verfolgten. Ihr Haß und Zorn ging so weit, daß sie es endlich bey der Regierung dahin brachten, daß er und seine Gemahlinn auf zehn Jahre England verlassen mußten. Sie nahmen so viel Geld und Kostbarkeiten mit, als sie in der Eil zusammenbringen konnten, und verliessen traurig ihre Vaterstadt London. Auf einem Dorf, das nur eine halbe Stunde von meiner verlaßnen Einsiedeley entfernt ist, wurde meine Mutter plötzlich krank. Mein Vater wandte alles zu ihrer Genesung an,

aber alle Mittel waren umsonst. Nach einigen Tagen starb sie, nachdem sie mich seiner Sorgfalt aufs Beste anbefohlen hatte.

Ich war damals ohngefähr drey Vierteljahr alt, mein Vater, der ganz ausser sich vor Schmerz war, hätte mich gern mit sich genommen, aber weil er wohl einsah, daß mich die Beschwerlichkeiten der Reise bald tödten würden, so entschloß er sich: mich hier im Dorfe wo unterzubringen. Ich ward einer Bauersfrau, deren Ehrlichkeit er vorzüglich hatte rühmen hören, übergeben. Mein Vater bezahlte ihr auf zehn Jahre das Kostgeld für mich voraus, und sagte ihr: daß ich nach Verlauf derselben würde wieder abgeholt werden. Sie möchte mich fleissig in die Schule schicken, und so gut, als es ihre Umstände zuliessen, erziehen. Sie versprach alles, aber kaum war mein Vater fort, so suchte sie sich auch schon meiner zu entledigen, damit sie das Geld ganz für sich allein behalten könnte. Sie legte mich also einst Abends, da ich schlief, in einen Kasten, legte ein Zettelchen, wo mein Name drauf stand, dabey, und trug mich bis zu der Straße nach Wendson, wo sie den Kasten niedersetzte, in der Absicht, daß ich dort von einem Vorübergehenden möchte entdeckt werden. Wie's mir weiter ergangen ist, weißt Du.

Mein

Mein Vater ging indessen nach Amerika, wo er sich durch mancherley Gegenstände zu zerstreuen suchte. In einer Zeit von achtzehn Jahren gewann er ein ansehnliches Vermögen, und kehrte hernach blos um meinetwillen wieder in sein Vaterland zurück. Als er in das Dorf kam, wo er mich hinterlassen hatte, hörte er: daß die Bauerfrau vor einigen Jahren gestorben sey. Er erkundigte sich meinetwegen bey den Gerichten, und erfuhr: daß sie kurz vor ihrem Ende bekannt habe, auf welche Art sie sich meiner entlediget hätte. Mein Vater erhielt ihre Aussage schriftlich, die leider alles, was er gehört hatte, bestättigte. Schwermüthig und traurig reisete er nach London, wo er sich einige Jahre aufhielt. Hernach kam er nach Oxfort, wo er mich an der Erzählung meiner Geschichte, die mit der Aussage des alten Weibes so genau übereinstimmte, erkannte. — —

Dies, liebe Fanny, ist die Geschichte meines Vaters, für den ich Gott nie genug danken kann. Solltest Du ihn kennen, wie gütig, wie liebevoll er ist, Du würdest ihn gewiß mehr, als Dich selbst, lieben. Denk einmal, liebes Mädchen: er will uns glücklich machen; er will uns mit einander vereinigen.

Nicht wahr? das ist ein Mann, wie ein Engel, so gütig. Er will mit mir zu Dir reisen, und da will er Deinen Vater dahin vermögen, seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben.

O, ich bin jetzt über alles glücklich, daß ich kaum meine Freuden zu tragen vermag. Meine Fanny soll ich wiedersehn? nun auf ewig der ihrige seyn? Dank dir, mein Schöpfer, für diese Beweise deiner Gnade! ewig wird dir meine Seele dafür danken und dich preisen. — O, meine Fanny, Dich soll ich wiedersehn? soll mich nun wieder dem Aufenthalt meiner Seligkeit nähern? — Ha, gedenk Dir die Wonne, wenn Du sie Dir gedenken kannst. Ich schwebe in Gedanken schon um Dich her, und taumle Dir schon wonnetrunken in die Arme. Nun, ich werde bald bey Dir seyn, höchstens in acht Tagen, und dann bist Du auf immer mein. Leb wohl, leb tausendmal wohl, lieber Engel, ich bin ewig

Dein

Wilhelm Wington.

So weit gehen die Briefe unsrer Liebenden, wir sehen uns genöthigt, unsre Erzählung wieder anzufangen.

Wilhelm reisete mit seinem Vater bald darauf ab, und kam glücklich in das Dorf seiner Fanny an. Den andern Tag liessen sie sich bey ihrem Vater melden, der sie mit vielen ängstlichen Komplimenten empfing. Fanny war nicht gegenwärtig. Der alte Lord sagte ohne Umschweife dem Prediger die Ursache seines Besuchs, und bat ihn um seine Einwilligung zu der Heyrath unsrer Liebenden. „Ich, sagte er: gebe meinem Sohn gleich hunderttausend Pfund mit, meine Familie ist ansehnlich, und Ihre Tochter wird gewiß in den Armen meines Sohnes glücklich seyn. Ich glaube wenigstens, daß Ihnen nun Ihre Einwilligung nicht schwer werden wird.„ Als der Prediger von hunderttausend Pfund, von Lord und dergleichen hörte, so verzogen sich plötzlich die Falten seines Gesichts. Er machte tausend krum-

krumme Verbeugungen, und versicherte, daß er mit Freuden seine Einwilligung gäbe. Indeß trat Fanny ins Zimmer. Sie fiel ihrem Wilhelm entzückt in die Arme, und ihre beyderseitige Freude war unaussprechlich. — O, meine Fanny! o, mein Wilhelm! war alles, was sie sagen konnten. Sie umarmten und küßten sich wohl tausendmal, und konnten sich erst gar nicht aus den Armen lassen.

Der alte Lord sah' mit inniger Wonne der Liebe seiner Kinder zu. Fanny kam auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. „Ihnen, sagte sie: hab' ich alles zu verdanken, ich werde suchen, mich Ihrer Güte würdig zu machen." — „Du bist ein edles Mädchen, erwiederte Wington: und Dich werd' ich hinfort wie meine Tochter lieben." Drauf umarmte er sie mit väterlicher Liebe und Freundschaft.

Unsere Liebenden brachten jetzt jeden Tag in den unschuldigsten Freuden hin. Sie vergaßen in ihren Armen allen ausgestandenen Kummer, und wetteiferten mit einander, sichs wechselseitig an Liebe und Zärtlichkeit zuvor zu thun.

pag. 182.

Gottlieb del. Liebe fc.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-331485-p0193-3

Universitäts-Bibliothek Halle

thun. Nach vierzehn Tagen wurden sie durch die Hand des Predigers verbunden, und ihr Verbindungsfest mit aller gewöhnlichen Feyer vollzogen.

Wilhelm kaufte sich in der Gegend bey Wendson ein schönes, großes Landgut, das er mit seiner Fanny bezog. Der alte Lord beschloß, den Rest seines Lebens bey seinen Kindern hinzubringen, und folgte ihnen zu ihrem Wohnsitz. Der alte Prediger Sidley hatte sich bey seiner Tochter eine jährliche Pension ausgemacht, die er auch erhielt. Er lebte dabey so vergnügt und bequem, wie er sichs nur immer wünschen konnte. Den alten Freyer seiner Tochter hatte er sich auf eine gute Art vom Halse geschaft, und war jetzt froh, daß er ihm seine Fanny nicht gegeben hatte.

Wilhelm und seine Gemahlinn lebten mit dem alten Lord so froh und zufrieden auf ihrem Landsitz, wie die ersten Menschen im Paradiese. Sie waren Tröster der Armen und Dürftigen, und machten ihre Unterthanen zu glücklichen Menschen. Die ganze Gegend war ein Beweis ihrer edlen Denkungsart. Ueberall traf man

Spu-

Spuren ihrer Menschenliebe und ihres Mitleidens an, und tausend Segenswünsche der Armen drangen täglich für ihre Wohlfatth zu Gott empor. Sie lebten noch lange zur Ehre der Menschheit, und zur Verherrlichung Gottes, und fanden endlich in den Armen des Todes Ruhe, und im Himmel den seligen Lohn ihrer Tugend.

Anhang.

Anhang.

Lykaon,
oder
der bestrafte Spötter.

Eine Romanze.

Zur Zeit, da noch Herr Jupiter
Auf dem Olymp logirte,
Noch war des Himmels mächt'ger Herr,
Und alles kommandirte,
Wo sich die Götter und die Welt,
Mit allem, was sie in sich hält,
Baß vor dem Gotte schmiegten.

Um diese Zeit, ihr Leutchen, ward
Die Welt so voller Tücke,
Und so barbarisch und so hart,
Man bebt noch jetzt zurücke;
Herr Satanas ward müd' und lahm
Von allem Schleppen, er bekam
Fast täglich einen Braten.

Die Menschen machten's gar zu toll,
Sie soffen und sie fraßen
Sich jeden Tag so toll und voll,
Und schwelgten ohne Maßen;
Auch hielt man Jungfern haufenweis,
Die man um einen guten Preis
An junge Herrn verborgte.

Zu Assembleen und zum Ball,
Zu schönen Masqueraden
Lies man tagtäglich überall
Die Herrn und Damen laden;
Und wenn's was zu scharmiren gab,
Und einer nur bekam nichts ab,
So ward herumgeschlagen.

Sie foderten sich baß heraus
Auf Degen und Pistolen,
Und jeder schwur mit Wuth und Graus,
Der Teufel soll Dich hohlen!
Sie trieben mit den Göttern Spott,
Und liessen selbst den größten Gott,
Herrn Zevs nicht ungehudelt.

So ging es zu: es war kein Scherz,
Zevs drohte, sich zu rächen,
Und jedem Spötter Hals und Herz
Ohn' Ansehn zu zerbrechen!
Die Götter hielten Konferenz,
Und er beschloß, im nächsten Lenz
Selbst in die Welt zu reisen.

Der Donnergott ließ satteln sich
Das beste seiner Pferde,
Und gallopirte fürchterlich
Vom Himmel bis zur Erde,
Und machte auf die Spötter Jagd:
Um sie durch seine Gottesmacht
Der Erde zu entreissen.

Einst Abends, da er müd' und lahm
Von seiner langen Reise
Zur Königsstadt Lykaons kam,
So frug nach alter Weise,
Der Hauptmann von der Wache ihn:
„Wer seyd Ihr? Herr! — Wo wollt Ihr hin? —
Was habt Ihr zu verrichten? „ —

Zur

Zur Antwort gab ihm Jupiter:
„Ich bin ein Gott vom Himmel!
Und reis' inkognito umher,
Zu sehn das Weltgetümmel. „
„Raus! — rief der Hauptmann: präsentirt,
Rührt gleich die Trommel, respektirt
Den Herrn, er kömmt vom Himmel! „ —

Kaum daß das Volk den Gott gesehn,
So fiel's zur Erde nieder,
Um seine Gnad' ihn anzuflehn,
Und er vergab ihm wieder.
Doch Fürst Lykaon blieb beym Spott,
Und schimpft' den großen Donnergott,
Religion und Himmel.

Das Ding verschnupfte mächtiglich,
Und ärgert unsern Helden;
Gleich ließ er unterthänigst sich
Beym Fürst Lykaon melden;
Zu sehn, ob seine Gegenwart
Nicht einen Schimpf von dieser Art
Sogleich verhindern würde.

Doch was bekam für einen Stoß
Der Stolz des guten Gottes:
Der Fürst zog gräßlich auf ihn los,
Kein Ende ward des Spottes;
Und wie wurd' er aufs neu erschreckt,
Als der Lakay die Tafel deckt,
Und man das Essen brachte!

Herr Zevs mit offnen Augen sah
Gar schauervolle Thaten,
Ein Menschenleib lag vor ihm da,
Recht braun und gut gebraten.
Der Fürst aus vollem Halse lacht:
Da eßt, ein Mensch ist abgeschlacht,
Und für Euch zugerichtet!

Zevs strafte dieses Frevlers Hohn,
Der ihn so schlecht behandelt!
Und eh' ers glaubte, war er schon
In einen Wolf verwandelt.
Erfreut, daß er gerächt den Spott,
Setzt sich aufs Pferd der große Gott,
Und gallopirt von dannen.

Wohl uns! daß Zevs gestorben ist,
Und des Olympus Götter! —
Stieg er herab zu dieser Frist,
Und träf' des Glaubens Spötter
Ein gleiches Loos, so könnten wir
Nicht bleiben, denn sie würden schier
Mit Haut und Haar uns schmausen. —

16162

Dd 1020 qt

ULB Halle
003 705 897
3

Merkwürdige Geschichten der Freundschaft und Liebe.

Mit 4 Kupfern.

Halle, in J. C. Hendels Verlage.
1795.